

Schweigen oder Schreiben?

Eine Lange Nacht über die Verwandlung von Leid in Literatur

Autor: Burkhard Reinartz

Redaktion: Dr. Monika Künzel

Regie: Burkhard Reinartz

SprecherIn: Daniel Berger Sprecher
Sigrid Burkholder Zitatorin1
Nicola Gründel Zitatorin2
Andre Kaczmarczyk Zitator1
Hartmut Stanke Zitator 2

Sendetermin: 11. Juli 2020 Deutschlandfunk Kultur
11./12. Juli 2020 Deutschlandfunk

Urheberrechtlicher Hinweis: Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© Deutschlandradio - unkorrigiertes Exemplar

1. Stunde

Musik 1: Vassili Tsabropoulos: The other tr 1 ab 0.40 auf Sprecher

Sprecher:

Seit es Menschen gibt, erzählen sie Geschichten – entweder sich selbst oder anderen. Von den Schöpfungsmythen der Religionen – im westlichen Kulturraum die Verbannung aus dem Paradies - den Epen und Heldensagen der Völker, Geschichten über Liebe und Hass, Glück und Unglück, über persönliche Verwundungen und die Gewalttaten des 20 Jahrhunderts. Erzählen hat viele Gesichter. Eines besteht darin, erlittenen oder vorgestellten Schrecken durch Worte zu bannen und dadurch bewältigbar zu machen

Zitator 1:

Leiden ist fast nicht aussprechbar. Wer nicht sprechen kann, der erzählt. Dass es das Erzählen gibt, lässt uns unsere eigenen Geschichten herstellen. Wir können so in Geschichten weiter leben.

Peter Bichsel:

Musik kurz hoch

Zitator 2:

in Büchern stößt man seine Krankheiten ab - wiederholt Gemütsbewegungen, sie aufs Neue darstellend, um sie zu meistern.

D.H.Lawrence

Zitatorin:

Mein Glück war, dass ich gesehen habe: Sprache kann mich aus einem realen Leben in ein anderes reales Leben führen. Und in dem anderen kann es mir besser gehen.

Jeannette Winterson

Musik aus

O-Ton 1 Jan Drees

1:32 Leid ist ein Ur-Motor für literarisches Schaffen seit dem Gilgamesch Epos, dem ältesten Epos der Menschheit, in dem Gilgamesch um seinen Freund Enkidu trauert.

Sprecher:

Jan Drees, Literaturkritiker und Schriftsteller

O-Ton 1b Jan Drees

Und aus dieser Trauer heraus entsteht diese ganze Geschichte. Er folgt ihm in die Unterwelt, er sucht die Pflanze der Unsterblichkeit. Und wenn wir dann immer weitergehen, vielleicht nachdenken über Hiob, über die Frage der Theodizee, die die Religion seit je herumtreibt: warum gibt es Leid auf der Welt? - dann können wir möglicherweise zu der Erkenntnis gelangen, dass Leid notwendig ist, um zu schreiben. Ob es immer gelingt, ist selbstverständlich eine andere Frage.

Sprecher:

Die erste Stunde der Langen Nacht über die Verwandlung von Leid in Literatur beginnt mit dem, womit alles anfängt: Das langsame zur Welt kommen in der Kindheit. Den Anfang macht die junge Autorin Jasmin Schreiber mit Auszügen aus Ihrem Roman „Marianengraben“. Ein literarisches Roadmovie, in dem die Protagonistin Paula nach dem Tod ihres zehnjährigen Bruders mit dem 83jährigen Rentner Helmut zu einer Reise in die Dolomiten aufbricht. Auf der Fahrt begegnen die beiden ihren seelischen Verletzungen und versuchen, ihre Wunden zu heilen. Danach geht es mit Peter Hoeg nach Dänemark in ein Heim für verwundete „schwer erziehbare“ Kinder. Sein Roman „Der Plan von der Abschaffung des Dunkels“ legt Anfang der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts den literarischen Grundstein für die Aufdeckung der fast schon epidemischen Missbrauchsfälle der letzten Jahrzehnte - wie sie seitdem in der Literatur oft thematisiert werden. So der Missbrauch des Schriftstellers Bodo Kirchhoff. Kinder und ihre gewalttätigen Väter: In dem Roman „Serpentinen“ reist Bov Bjergs Protagonist mit seinem Sohn ins Allgäu. Dort erinnert er seine Kindheit und Jugend mit dem brutalen Vater und Stiefvater. Zum Abschluss der ersten Stunde ein Sprung über die Kontinente nach China. Xiaolu Guo erzählt die Geschichte eines Mädchens in einem von Taifunen heimgesuchten Fischerdorf am ostchinesischen Meer In einer Welt, in der statt Lachen und Leben, Einsamkeit und Schweigen regiert – bis es ihr Jahre später in Beijing gelingt, sich von den Schatten der Vergangenheit zu lösen.

Autofiktionale Prosa als Spiegel der Zeit ist ein auffälliges Phänomen der Gegenwartsliteratur. Darum geht es in der zweiten Stunde der Langen Nacht. Führen die Verwerfungen der Gesellschaft - zum Beispiel Anonymität und Leistungsdruck - zu Verwerfungen des einzelnen Menschen wie Ängsten und Depressionen?

Die Romanauszüge der dritten Stunde zeigen, wie kollektive Traumata das Leben der Menschen beschädigen. Kann in Literatur gefasstes Leid auch bei der Verarbeitung solcher Menschheits-Traumata helfen?

Musik 2: Jonny Greenwood:

Toki no Senrai wo Uketeinai mono wo Yomuna tr 5

Sprecher:

Jasmin Schreibers Erstlings-Roman „Marianengraben“ eröffnet die Lange Nacht. Durch den Tod ihres Bruders Tim, der im Alter von zehn Jahren im Mittelmeer ertrinkt, gerät Schreibers Protagonistin Paula in eine schlimme Krise. Ihr Leben fällt auseinander. Paula begegnet Helmut, einem 83jährigen Rentner, der seine Frau Gerda verloren hat und dessen Sohn vor langer Zeit ebenfalls ertrunken ist. In einem Wohnmobil machen sich die beiden auf den Weg in die Dolomiten - dem Sehnsuchtsort seiner verstorbenen Frau. Helmut will die Asche Gerdas dort der Natur übergeben. Findet der alte Mann seinen Frieden und gelingt es Paula, neuen Lebensmut zu schöpfen?

Musik aus

Der Roman hat keinen unmittelbar biografischen Bezug zur Schriftstellerin. Die Todesthematik hätte sich, wie Jasmin Schreiber sagt, „eben ergeben“. Doch vielleicht arbeitet sie nicht zufällig ehrenamtlich als Sterbebegleiterin und Sternenkinder-Fotografin. In einer E-Mail an den Autor schreibt sie:

Zitatorin:

„Nichtsdestotrotz habe ich natürlich auch Verluste erlebt. Das Zitat, das meinem Roman vorangestellt ist, ist zum Beispiel von einer Freundin, die 2016 an Krebs gestorben ist:

ich kann fliegen

ich kann im Dunkeln sehen.

Ich bin unsterblich.

Je älter man wird, umso mehr Löcher werden ins Herz gerissen. Das Schöne an Herzen ist aber, dass sie weiter wachsen, wenn man sich gut darum kümmert. Die Lücken bleiben, das Herz wird jedoch nicht kleiner, sondern wächst im Idealfall weiter.“

Musik 3: Francois Dhomont: Marine tr 2**Zitatorin:**

JASMIN SCHREIBER: MARIANENGRABEN

»Wie tief muss man tauchen, um einen leuchtenden und noch nicht entdeckten Tim-Fisch zu finden?«, fragtest du mich kurz vor deinem Tod.

»Ich weiß nicht, aber in der Tiefsee ist noch vieles unentdeckt. Da schwimmen sicher eine Menge potenzieller Tim-Fische herum.«

»Kannst du nicht so tief runtertauchen, bis du einen neuen Fisch entdeckst?«

»Puh, dafür brauche ich ja ein Team und einen Tauchroboter, aber theoretisch kann ich das machen, ja.«

»Nennst du ihn dann Tim-Fisch?«

»Auch das kann ich machen.«

»Und wenn du eine neue Krabbe entdeckst?«

»Dann nenne ich sie natürlich Tim-Krabbe, das ist ja wohl mal klar.«

»Versprochen?«

»Ich verspreche es.«

Musik aus

Dein allerallerliebster Tier war der Gespensterfisch - bei dir mussten es immer mindestens drei »aller« sein, wenn dir etwas ganz besonders wichtig war. Der Schädel dieses Fisches ist komplett durchsichtig, weshalb man in einem Tauchboot sitzend den Scheinwerfer auf ihn richten und seinem Gehirn beim Arbeiten zugucken kann.

Überhaupt Tiefseefische, das war total dein Ding. Viele dieser Lebewesen besitzen sogenannte Leuchtorgane, die durch die Biolumineszenz von Bakterien beleuchtet werden. Strahlende Tentakeln, schimmernde Flossen, eine lasziv ausgeworfene Angelrute mit leuchtendem Köder, verborgen in der Dunkelheit. Stellt man sich die Tiefsee vor, sieht man vor seinem inneren Auge nur Schwärze, doch das ist gar nicht so. Millionen von Lebewesen schwimmen wie kleine Lampen durch das Wasser, entweder als einzelne Sterne oder in großen Gruppen, die leuchtende Galaxien bilden. Diese Parallelwelt war für dich megakrass.

Manchmal sitze ich da und dann denke ich an all das und generell an dich, und mit manchmal meine ich eigentlich oft und mit oft eigentlich ununterbrochen. Mir fallen deine weichen Kükenflaumhaare ein. Ich erinnere mich, wie du deinen ersten Fisch gefangen hattest und dann sehr weinen musstest, als der Fisch starb (das war deshalb dann auch dein letzter Fisch).

Denke ich an all das, setzt das Herz kurz aus, das Blut sackt in die Beine und die Ohren rauschen, als würden alle Meere dieser Welt darin zusammenfließen.

Irgendwann kommt wieder die Ebbe, das Rauschen nimmt ab, der Sinusknoten erwacht aus seiner Lethargie und lässt mein Herz sich regelmäßiger zusammenziehen. Oft lege ich mich dann auf den Boden wie wir früher und denke noch ein bisschen weiter an dich, ramme das Messer noch tiefer in meine Eingeweide. Wie du jetzt wohl aussähest. Ob Gespensterfische immer noch deine Lieblinge wären und was du dazu sagen würdest, dass schon wieder drei neue Tiefseefische entdeckt worden sind und wieder einmal keiner davon Tim-Fisch heißt. Ob du wütend wärst, dass ich das nicht geregelt habe, dass einer von ihnen Tim-Fisch heißt.

Ob du dich mittlerweile mal verliebt hättest, in ein Mädchen oder in einen Jungen. Ob deine Haare immer noch so weiche Kükenflaumhaare wären und wie groß deine Hand jetzt wohl wäre, wenn sie, wie früher so oft, in meiner Große-Schwester- Hand läge. Das sind Dinge, die ich nie erfahren werde. Überlegungen, die eigentlich sinnlos, jedoch zwangsläufig sind. Gedanken sind oft so unkontrollierbar wie die Liebe, die sie auslöst. Und jetzt liebe ich dich nur noch gefangen in einer Zwischenwelt aus

Präteritum und Konjunktiv und in einer Realität, die vor deinem Tod ein Leben und danach nur noch ein Zustand war.

Wir waren einander so nah wie niemandem sonst, seltsam irgendwie, denn eigentlich war ich viel älter und schon immer das Gegenteil von dir. Nie war ich dynamisch und agil, schon als Kind wollte ich nirgendwohin, also körperlich. Wenn, dann nur in meinem Kopf, mit Fantasie und Literatur als Fluchtwagen hinaus in die Welt, mutig sein, stark sein, all das verkörpern, was ich in Wirklichkeit gar nicht war. Ein Buch in der Hand kann ein echter Rettungsanker sein. Wenn die See des Lebens zu rau ist, klammert man sich an Geschichten und lässt sich von ihnen in Sicherheit bringen.

Während ich mit zehn Jahren unsportlich war, lieber im Haus las und mich von Menschen eher fernhielt, ranntest und tobtest du im selben Alter draußen herum und warst so drahtig wie ein junger Hund. Du warst Zauberer und Abenteurer, Tierdompteur und Taucher, du warst ein Seeadler, wolltest fliegen und schwimmen und rennen und tauchen und das alles, bis es eben vorbei war. Tim, der Fisch. Tim, der das Meer so liebte und dann vor zwei Jahren in ihm ertrank.

Wusstest du, dass der Marianengraben die tiefste Stelle des Weltmeeres ist? Okay, dumme Frage, natürlich wusstest du das. Elftausend Meter tief bohrt sich dieses Loch in die Erdkruste, würde man den Mount Everest hineinwerfen, versänke er spurlos darin. Du konntest dir damals nicht viel darunter vorstellen, als ich dir das erzählte, fandest es aber krass, wie du alles Unglaubliche immer erst einmal krass oder megakrass fandest. Auch mir war das mit den elftausend Metern eigentlich zu abstrakt. Erst als ich selbst dort ankam, also ganz unten in der Dunkelheit, wo es kein Licht mehr gibt, keine Farben und kaum noch Sauerstoff, bekamen diese elf Kilometer und all diese Ziffern und Größenordnungen eine greifbare Qualität für mich - elftausend Meter unter Wasser sind gleichbedeutend mit einem Meter neunzig unter der Erde, der Tiefe deines Grabes.

Weißt du noch, als Ronny gestorben ist, unser Hund, und du zwei Tage lang so traurig warst, dass dir nicht einmal dein Lieblingseis geschmeckt hat? Bei mir ist es auch so gewesen, als du plötzlich fort warst, nur stärker. Ich konnte gar nichts mehr essen, nicht mehr zur Uni gehen. Ich hatte dieses Gefühl, das du im Bauch hattest, in meinen Armen und in meinen Beinen und in meinen Ohrläppchen und in der Nasenspitze und sogar im Blinddarm. Das Gefühl war so schlimm, dass ich nicht mehr aufstehen konnte, nicht mehr duschen, gar nichts mehr. Und irgendwann ist das komisch umgekippt und ist weggegangen, aber kein neues Gefühl hat sich an seine Stelle gesetzt. Stattdessen war da nur noch eine Leere.

Ich saß im Marianengraben mit einer kleinen Suppenkelle und sollte damit all das Wasser und den Schmerz aus mir herausholen, damit es mir besser ginge, ich sollte alles hochholen und zur Betrachtung ausbreiten und zeigen. Doch das funktionierte

nicht. Ich saß elftausend Meter weit unten und der Druck war so hoch, dass von außen sofort wieder alles in mich einströmte, sobald ich ein bisschen abschöpfte.

Musik 4: Akira Rabelais: 1382 wyclif.gen .ii.7 tr 13 circa 1.30

Sprecher:

Peter Hoegs Roman „Der Plan von der Abschaffung der Dunkelheit“ spielt in einem dänischen Internat für schwer erziehbare Kinder, in dem Angst und Erniedrigung herrschen. Dort freunden sich drei Waisenkinder an: Peter, Katarina und August. Sie fragen sich, warum alle Lehrer ihre Kinder von der Schule genommen haben. Dahinter scheint ein rätselhafter Plan zu stecken. Die beklemmenden Erlebnisse der Kinder verbindet Peter Hoeg mit Reflexionen über das Phänomen der Zeit.

Musik aus

Zitator 1:

Peter Hoeg: Der Plan von der Abschaffung der Dunkelheit

Was ist Zeit?

Wir stiegen fünf Etagen dem Licht entgegen, verteilten uns in dreizehn Reihen und wandten uns dem Gott zu, der das Tor des Morgens aufschließt. Dann gab es eine Pause. Und dann kam Biehl.

Es wurde nun ein Morgenlied gesungen, gefolgt von einer Pause, Biehl betete das Vaterunser, Pause, ein kurzer Choral, Pause, ein Vaterlandslied, Pause und Schluß, und er verließ den Saal, wie er gekommen war, flink, fast im Laufschrift.

Biehl hatte seine Erinnerungen geschrieben. Auf Grundtvigs Spuren. Darin waren die Namen all der Lehrer aufgeführt, die eine Stellung an der Schule gehabt hatten, eine lange Reihe von Leistungen und deren Belohnungen. Doch nicht ein Wort vom Verhältnis zu den Schülern, und darum auch nichts von der Furcht. Nicht ein Wort, auch nicht in den Pausen oder in den Zwischenräumen zwischen den Zeilen.

Zunächst war das nicht zu verstehen. Denn sie war das Bedeutungsvolle. Nicht der Respekt oder die Bewunderung. Sondern die Furcht.

Später wurde klar, daß dieses Verschweigen zu einem umfassenderen Plan gehörte.

Wir standen absolut still bei der Morgenandacht, das war das erste, was ich Katarina begreiflich zu machen versuchte. Zu einem bestimmten Zeitpunkt an jedem Tag wurde man in die Aula gelassen, zweihundertvierzig Leute mit ihren sechsundzwanzig Lehrern und Biehl, und dann wurden die Türen geschlossen, und man wußte, von jetzt an mußte man eine Viertelstunde lang totenstill sein.

Es war ein allumfassendes Verbot, und darum bewirkte es eine Spannung im Raum.

Als ob die Regel, die alles umfaßte und nichts tolerierte, nach ihrer eigenen Übertretung schrie. Als ob die Spannung im Raum ein Teil des Plans sei.

Es hatte sich durch eine Reihe von Jahren als unmöglich erwiesen, eine totale Befolgung des Verbots zu erreichen. Die wenigen Übertretungen, die stattgefunden

hatten, hatten jedoch nur dazu gedient, das Verbot zu bestätigen und zu verstärken. Die wenigen Male, wo das geschehen war, hatte unter den Schülern eine leichte Unruhe geherrscht, ein Räuspern und ein Scharren, das ansteckte und sich eine Zeitlang nicht abstellen ließ. Eine kritische Situation, und etwas vom Schlimmsten für einen Mann in Biehls Stellung. Der passive Widerstand vieler kleiner Menschen.

Bei diesen Gelegenheiten reagierte er souverän. Er versuchte nicht, so zu tun, als sei nichts passiert. Er neigte den Kopf und nahm die Unruhe auf sich. So blieb er stehen, mit geneigtem Kopf, während die Spannung im Raum stieg und die Furcht schließlich die Unruhe erstickte.

Zu keinem Zeitpunkt hatte er jemanden direkt angesehen, und dann leitete er die Morgenandacht wie gewöhnlich. Dennoch wußte man, daß er wußte, wer angefangen hatte. Daß er die Quelle lokalisiert hatte und wußte, wie man sie abstellte.

Ein anderer Lehrer hätte kommen sollen. Stattdessen stand die Tür in die Klasse offen, und wir warteten so lang, daß uns zur Gewißheit wurde, was wir die ganze Zeit gewußt hatten. Dann kam Biehl, sehr schnell und flink.

«Setzt euch», sagte er, «Jes bleibt stehen.»

Er brauchte eine gewisse Zeit, um sich warm zu reden. Nicht viel, doch genug, um durchzugehen, was geschehen war, dass Jes die Morgenandacht gestört hatte, den Zeitplan der Schule gestört hatte, der ohnehin eng war, das Vertrauen missbraucht hatte, das ihm erwiesen worden war, und plötzlich kam der Schlag.

Sehr schnell, und dennoch mit einer Wucht, die den Körper vom Tisch weg und hinaus in den Gang riß.

Nachdem er ihn getroffen hatte, gab es eine kurze Pause und selbst wenn darin der Schlüssel zur Furcht lag, war sie so kurz, dass man sie nicht bemerkte, sagte ich, und jetzt sprechen wir nicht mehr davon.

„Im Gegenteil“, sagte Katarina. „Genau davon sprechen wir.“

Also versuchte ich es: Als der Schlag gefallen war, gab es zunächst einen Augenblick der Erstarrung, da der Schock alles zum Stillstand gebracht hatte. Dann kamen zwei Dinge gleichzeitig. Die Erleichterung darüber, dass nun alles wieder in Ordnung war, und etwas anderes, Tieferes, Weitreichenderes, das geschieht, wenn ein Erwachsener ein Kind gewaltsam schlägt, etwas, das nicht mehr viel dem Schmerz durch den Schlag zu tun hat.

An der Tafel brachte Biehl seine Kleidung in Ordnung. Wie ein Mann, der auf der Toilette gewesen ist. Oder bei einer Hure. Und jetzt etwas überstanden hat, das lästig war, aber notwendig.

Ein Jahr zuvor war an der Schule etwas vorgefallen. Bei einem Schüler, es war Jes Jessen, mit dem ich das Zimmer geteilt hatte und der später der Schule verwiesen wurde, hatte angeblich das Gehör gelitten, nachdem Biehl in bestraft hatte.

Es wurde nie bewiesen, dass beide Dinge etwas miteinander zu tun hatten, doch bei dieser Gelegenheit wäre Biehl beinahe zu einer Erklärung genötigt worden. Er hatte

gesagt, die Schule respektiere in weitestmöglichem Umfang das Verbot körperlicher Strafen, das in der dänischen Volksschule allgemein galt, doch seiner Erfahrung zufolge habe noch nie jemand Schaden genommen, wenn er seitlich am Kopf getroffen wurde.

Das war so ernst gesagt, dass es alle beruhigte. Er hatte ja die Erfahrung, er hatte ja vierzig Jahre hindurch Kinder geschlagen.

Und zugleich war es nicht unwahr. Das Wesentliche war nicht der Schlag. Es war das, was drumherum geschah, kurz davor und kurz danach. Was aber normalerweise nicht sichtbar war, nicht fürs bloße Auge. Denn es dauerte nur sehr kurz. Und dann trotzdem noch sehr lange Zeit danach.

Zur Beschreibung dieser kurzen Tiefenwirkung schlug Katarina das Wort „Erniedrigung“ vor, das ich akzeptierte. Also hatte sie doch verstanden.

Musik 5 : Mats Eilertsen: Perpetuum tr 2

Zitator 1:

An der Erziehungsanstalt hatte es nach der Schulzeit feste Pflichten gegeben, das heißt Küchendienst, Müll ausleeren, anfallende Arbeit in Haus und Garten, außerdem besondere Dienste; einer der besonderen Dienste war es, Valsangs Rasen zu mähen. Man kam nach der Schulzeit zu ihm herauf, mähte das Gras und aß aus dem Kühlschrank. Was dann weiter geschah, war, dass er sagte, man könne bleiben und dort schlafen, was man annahm.

Es wurde nie davon gesprochen, auch nicht unter den Schülern, dass man dort schlief. Zunächst wollte ich nicht, aber da mussten alle durch.

Valsang war Dänischlehrer, am Abend spielte er mir Musik auf dem Grammophon vor, dann ging ich ins Gästezimmer, wo er das Bett gerichtet hatte. Während ich dalag und darauf wartete, dass er kam, begannen die Krämpfe. Ich hatte schon vorher welche gehabt, nur nicht so sehr.

Dann begann die Zeit wegzutreiben, ich wusste nicht, war eine Minute vergangen oder eine Stunde, und da wurde mir klar, ich war krank.

Schließlich ging ich, bevor er gekommen war. Er hatte mich eingeschlossen, doch es war nur ein Zimmertürschloss, die kann man mit einem Stück gebogenem Stahldraht öffnen

Von da an wusste ich, dass ich zu schwach war, um an der Schule durchzuhalten.

Danach war er sehr aufmerksam, nicht böse, nur sehr oft in der Nähe. Zweimal, in den Duschen, war er nahe daran, mich zu kriegen.

Musik aus

Als ich am einem Montag an der Telefonzelle vorbei ging, sie lag im ersten Stock, es war Nachmittag, öffnete Valsang die Tür, zog mich hinein und schob mich gegen das

Brett mit den Telefonbüchern. Er bat mich eine Nummer nachzuschlagen, er hätte seine Lesebrille vergessen.

Ich versuchte, im Telefonbuch nachzuschlagen, ich versuchte es wirklich. Obwohl ich wusste, dass er das nur so gesagt hatte, ich versuchte es wirklich. Obwohl er seine Hose geöffnet und den Prügel schon draußen hatte und die Spannung im Raum stieg und die Krämpfe anfangen.

Man kann nicht immer nur fliehen. Es schien keine andere Möglichkeit zu geben, als zu versuchen, ihn sich vom Leib zu halten und gleichzeitig mit der anderen Hand die Nummer nachzuschlagen und zu tun, worum er einen gebeten hatte.

Die Tür der Zelle war ein Stahlrahmen mit mattem Glas. Valsang hielt sie mit seiner freien Hand geschlossen. Humlum zerschlug sie mit einem der Feuerlöscher. Die Geräte wurden einmal im Jahr mit Wasser gefüllt, sie hielten vierzig Liter plus das Gewicht des Stahls. Es war Sicherheitsglas, das sich gewissermaßen auflöste und uns bedeckte wie grober Staub.

Draußen standen etliche Schüler, vielleicht dreißig bis vierzig. Ein paar von den Großen waren verletzt, sie hatten sich geweigert zu kommen, weil es etwas mit Valsang war. Humlum hatte sie dazu gezwungen, er wollte, dass es Zeugen gab. Sie versuchten wegzusehen. Dennoch waren sie gezwungen, uns anzusehen.

Sie standen ganz still. Es gab eine schmale Öffnung zwischen ihnen und der Zelle, dort gingen wir hinaus, zuerst Valsang und ich, danach Humlum mit dem Feuerlöscher. Sie folgten uns langsam, wir gingen ins Büro.

Schon während wir auf dem Weg ins Büro waren, entstand der Gedanke, wir könnten den Vorfall vielleicht dazu benutzen sie zu einer Gegenleistung zu bringen. Wir könnten Druck auf sie ausüben und von hier wegkommen.

Musikakzent 6: Mats Eilertsen : The Void tr 5 start 0.36 bis 1.10

Sprecher:

Der Schriftsteller Bodo Kirchoff hat die eigene Missbrauchserfahrung in seinem Werk oft angedeutet, aber erst in „Dämmer und Aufruhr – Roman der frühen Jahre“ offen beschrieben. Im Jahr 2019 reflektiert er in dem Essay „Sprachloses Kind“ den Zusammenhang von Missbrauch, Schweigen und Literatur:

Zitator 2:

Der sogenannte Missbrauch - natürlich konfessionsübergreifend, was sonst - hinterlässt ein ungeheures Sprachloch. Es ist ein Loch - das Wort Narbe wäre schon ein Euphemismus -, das weder die Zeit heilen kann noch Prozesse; der Begriff Verjährung ist in jedem Fall absurd. Ja, mit den Jahren vergrößert sich dieses Loch sogar, denn zur mangelnden Sprache kommen noch die immer ungenaueren, von keiner Sprache geretteten Erinnerungen. ...

Wer ein sexuelles Schicksal hat, der muss früher oder später davon erzählen, um nicht kindisch darin zu verharren (mein ganzes Schreiben handelt von kaum etwas anderem).

Keinem der Betroffenen sieht man an, wie viel in ihm kaputt ist, welchen Umfang das Sprachloch hat; jeder hat seine Scheinsprache entwickelt, um mit sich und der Welt klarzukommen. Macht kaputt, was euch kaputt macht, hieß es, als ich Student in meinem Gehäuse war; aber es reicht, davon Wort für Wort, ohne Rücksicht auf sich und andere, zu erzählen.

Musik 7: John Martin: One World tr 8 aus bei 1.06

Sprecher:

Der Schriftsteller Bov Bjerg umkreist in dem Roman „Serpentinen“ aus dem Jahr 2020 analog zu den titelgebenden Bergstraßen des Allgäus die Auf- und Abs seiner beschädigten Familiengeschichte. Gleich zu Anfang der Geschichte heißt es:

„Urgroßvater, Großvater, Vater. Ertränkt, erschossen, erhängt. Zu Lande, zu Wasser, in der Luft.“ Die ganze Ahnenreihe voller Selbstmörder. Jetzt scheint der Ich-Erzähler selbst an der Reihe. Dieses Schicksal will er sich und seinem siebenjährigen Sohn ersparen. Er reist mit ihm zurück ins Allgäu seiner Kindheit. Kann es gelingen die Spirale der Traumata zu überwinden und sie nicht an seinen Sohn weiter zu geben? Der Ich-Erzähler erinnert seine frühe Jugend:

Musik aus

Zitator 2:

Bov Bjerg: Serpentine

„Zehntes Gebot: nichts.“

Ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben gebeichtet.

Ich gehörte fast dazu.

Ich versuchte, durch das hölzerne Spalier zu sehen. Obwohl meine Augen sich an die Dunkelheit im Beichtstuhl gewöhnt hatten, erkannte ich nichts.

Ich hörte nur die Stimme von Pater Cornelis: „Drei Vaterunser und einen Rosenkranz. So spreche ich dich los von deinen Sünden. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Die Sünden zu vergeben, darin lag die Macht des Vaters. Eine Mutter konnte man nicht darum bitten. Eine Mutter liebte ohne Bedingung. Ein Vater dagegen bestrafte oder vergab.

Ich stieg aus dem Beichtstuhl und schlängelte mich in eine Bank, ganz hinten.

„Mein Blut, das für euch und für alle vergossen wird zur Vergebung der Sünden“.

Die Glöckchen aufnehmen. „Tut dies zu meinem Gedächtnis“. Klingeln. Wieder auf der Bank sitzen, auf den Einsatz warten und nicht lachen. Das war eine gute Vorbereitung auf das Leben.

Wer Ministrant war, gehörte dazu. Gehörte zur Gemeinde, Gehörte zu Gott, dem Vater. Ich wollte Ministrant sein. Ministrieren, das hieß: auf der Bank sitzen, nach vorn sehen, vor dem Altar knien.

Der Gottesdienst. Die Langeweile und die Sicherheit des ewig gleichen Ablaufs. Väter wurden verrückt und starben, Häuser konnten nicht abbezahlt werden, Kinder wurden grün und blau geschlagen, doch der Gottesdienst fand jeden Sonntag statt, begann jeden Sonntag um die gleiche Uhrzeit, halb zehn, und er fand jeden Sonntag auf beruhigend gleiche Weise statt, und ich kniete vorn, „tut dies zu meinem Gedächtnis“, hob das Glöckchen und klingelte.

Andere wurden härter geschlagen. Ich durfte mich nicht beschweren.

In der Ermächtigung zum Schlagen, lag der Exzess, die maßlose Gewalt.

Zitatorin:

Wenn es stimmt, was Jean Améry sagt: dass das Besondere der Gewalterfahrung in dem ersten Schlag besteht, der auf einen niederfährt, wenn das, was in diesem Moment zerstört wird, das Weltvertrauen ist, wenn Erfahrungen extremer Entrechtung und Gewalt einen Bruch in der Kontinuität der eigenen Geschichte bedeuten, dann kann das „Erzählen der Diskontinuität“ eine Form sein, diesen Bruch des Vertrauens als ein gemeinschaftliches Problem einer moralischen Gemeinschaft zu begreifen. 99

Sprecher:

Die Publizistin Carolin Emcke

Musikakzent 8: Hauschka: zuhause tr 3 circa 20 Sekunden

Zitator 2:

Die Tics bannten die Angst, für den Moment. Dann begann die Mutter Fragen zu stellen. Warum das Zimmer so aufgeräumt sei. Warum ich so lange brauchte, die Schuhe auszuziehen.

Ich ersetzte die auffälligen Tics durch unauffällige. Ich grimassierte nicht mehr mit dem ganzen Gesicht, ich blinzelte nur noch. (Sonst würde etwas Schlimmes passieren.)

Ich ersetzte die unauffälligen Tics, indem ich leise sagte:

„Ach was!“ (Sonst würde etwas Schlimmes passieren.)

Der Tic war von der Handlung ins Sprechen, vom Sprechen ins Denken gewandert.

Ich war wieder unauffällig.

Ich wurde losgeschickt von der Mutter, ich traute mich nicht, der Bruder kam mit.

Losgeschickt, den Vater aus der Wirtschaft zu holen: Die Bücher, in denen davon die Rede war, füllten eine Bibliothek der Hohen Losgeschickt-den-Vater-aus-der-Wirtschaft-zu-holen-Literatur.

Ich wurde losgeschickt vom Vater mit Taschen voller Pfandflaschen, um Bier zu holen. Das Pfand reichte nicht, ich musste anschreiben lassen.

„Wann kommt denn da wieder was?“

Die Schande des Anschreibens, die Storys aller Sprachen waren voll davon. Die Bibliothek der Hohen Anschreiben-lassen-für-Alkohol-Literatur.

Und alle beschreiben sie ihren Vater präzise, die Soziologen und die Schriftsteller und die Mitschüler und alle Männer, denen ich begegnete und von denen ich las. Die Männlichkeit, die Zartheit. Das Harte, das Weiche.

Ich hatte diesen Männern nichts zu erzählen.

Ich wollte verstummen aus Trotz, denn nichts von dem, was ich erzählen würde, wäre von Bedeutung. Es wäre ein Drumherumerzählen.

Ich konnte nichts beschreiben. Da war kein Vorbild, kein Gegenbild, nur Leere.

Ich erinnerte mich an die Angst. Wovor? Angst, ich könnte mich auflösen.

Ich wollte, dass der Junge keine Angst hatte.

Ich wollte, dass er sich später erinnerte.

Deshalb war ich hier, mit ihm, nur wir beide.

Ein Vater musste gute Erinnerungen schaffen.

So etwas wie die Fahrten durch die Serpentinaen.

So etwas wie die Höhle.

Die Wallfahrt.

Das Klettern.

Das erste Mal: am Abend, als der Vater starb. Wir saßen oben auf der Treppe und hörten unten Männerstimmen, die wir nicht kannten. Dazwischen das Schluchzen der Mutter. War es verboten, sich aufzuhängen?

Wenn ich das Geheimnis gestand, war stets die erste Frage: Hast Du ihn gefunden?

Dazu ein mitleidvoller Blick, als sei ich immer noch sieben Jahre alt.

Der kleine Junge öffnet die Zimmertür, die Musik wird lauter – crescendo oder wie das hieß – und sieht, Gegenschnitt, den Vater hängen.

Gegenschnitt, Close-up auf das Gesicht des Jungen.

Dabei war das nicht wichtig. Nichts von dem, was war, war wichtig. Wichtig war, was alles nicht war.

Also wieder eine verschlossene Tür.

Ich wusste sofort, dass der Vater es diesmal geschafft hatte. Alle wussten es. Er hatte auf jedes Spektakel verzichtet.

Durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine Schuld.

Die Bestattung.

„Dein Stecken und Stab trösten mich“.

Damals verstand ich den Satz nicht. Heute dachte ich: Steck dir deinen Stab sonst wohin.

Sich trösten zu lassen, sich abzufinden, das war die wahre Geisteskrankheit. Wer bei Verstand war, konnte mit dem Tod nicht einverstanden sein. Konnte nicht einfach dem Mörder zunicken.

Die Mutter ging zur Arbeit wie immer. Ich ging zur Schule wie immer. Niemand sprach davon, dass der Vater gestorben war. Niemand sprach davon, dass er sich umgebracht hatte. Jetzt nicht und in Zukunft nicht.

Bis um Sechswochenamt trug auch ich schwarze Kleidung. Das Schwarz sickerte in mich hinein, durch die Haut in die Gefäße. Es pulsierte in mir bis heute, in der Aorta in den Kapillaren, in allen Verästelungen. Das Schwarz floss niemals bergab, es mündete in keinem Schwarzen Meer, es zirkulierte ohne Anfang und ohne Ende, ohne Quelle und ohne Ziel.

Manchmal glaub ich, ich hätte seinen Tod nur geträumt.

Ich hatte das Studium beendet, der Junge war bereits auf der Welt und immer noch glaubte ich manchmal, ich sei nur eingeschlafen, als er noch lebte.

Ich fürchtete, ich könnte aufwachen und wieder sieben Jahre alt sein und der Vater würde noch leben und hätte sich nicht umgebracht.

Musik 9: Alva Noto: Prototypes tr 6 oder Dans les arbres

Zitator 1:

Das zweite Mal, ein paar Jahre Jahre später nach dem Selbstmord meines Vaters:

...Mit dem Stiefvater war alles einfach. Klares Bild, klare Erinnerung.

Ich erwachte vom Streit. Das Geschrei und die Schläge waren näher als sonst. Er brüllte, sie schrie. Dieser Streit war anders. Holz knallte.

Ich schob meine Zimmertür auf. Ich kannte den Weg. Unter der Schlafzimmertür ein Lichtspalt, hinter der Tür gellte und heulte die Mutter, der Stiefvater grunzte wie eine Sau am Trog. Eine schlachtreife Sau.

Ich schlich zur Treppe. Ich umkrallte den Handlauf und setzte Schritt für Schritt nach unten.

Das Telefon. Ich ertastete das Loch für die Eins. Die Scheibe schwang zurück. Noch einmal die Eins. Ich steckte den Finger ins letzte Loch, die Null, und zog die Scheibe auf.

Die Scheibe ratterte zurück, lang und laut. Der Stiefvater musste es hören.

Oben Stille.

„Der bringt sie um.“

Die Stimme im Hörer sagte: „Ich kann Sie nicht verstehen.“

Oben Stille.

Ich sagte, und mit der Lautstärke wuchs die Furcht, der Stiefvater könnte mich hören:
„Er bringt sie um!“

Die Furcht schrieb jede Einzelheit mit akkuraten Buchstaben in das Gedächtnis.
Wäschekorb, Handlauf, Wählscheibe. Am Ende stand im Gedächtnis ein akkurates
Wort ein lesbarer Satz mit einer Bedeutung. Furcht war eine Wunde. Wunden lecken.
Mit der Zunge die Ränder beschreiben.

Die Angst war das Diktat, dessen letzte Sätze ich mir nicht mehr hatte merken können.
Nicht gut genug, übermalt. Nicht gut genug, übermalt. Am Ende Krakel ohne Sinn.
Angst ließ nichts zu beschreiben übrig. Sie umfasste alles. Die Angst war der Tod.

Musik aus

Ich stand am Gartenzaun, in Unterhose. Es war so dunkel, dass ich das Haus
gegenüber nicht sehen konnte. Kein Mond, kein Stern, nicht einmal der Große Wagen.
Wie spät war es?

Mir wurde kalt. Am Ende der Straße flackerte es blau. Sie hielten vor dem Haus. Zwei
stille Lichter. Was hatte ich getan? Die Polizei würde mich mitnehmen. Die Polizei
würde mich in Obhut geben.

Ich führte die Uniformierten ins Haus und verkroch mich unter der Bettdecke.
Später kam der Stiefvater. Er stand in der offenen Tür. Ich stellte mich schlafend.

Er sagte, seine Zunge war schwer: „Warum hast du das gemacht?“

Ich sagte, gespielt verschlafen: „Was ist denn?“

Im Flur war das Licht an. Ein Schatten füllte den Türrahmen.

Das war der schwarze Mann. Der schwarze Mann, das war der Stiefvaterschatten, der
in der Nacht am Bett stand.

Sie stritten unten weiter, in der Küche.

Ich umkrallte wieder den Handlauf, und wieder stieg ich Schritt für Schritt nach unten.
Furcht vor der Gewalt.

Angst zu sterben.

Ich öffnete die Küchentür. Er stand ihr gegenüber. Sie lehnte am Besenschrank. Er
drückte das Fleischmesser gegen ihren Hals.

Ich sagte: „Hört doch auf.“

Sei Blick schwenkte herum, langsam, suchend. Ein Blick wie ein Lallen.

„Geh ins Bett!“

Ich trat auf ihn zu.

„Geh ins Bett!“, schrie er.

Die Wörter torkelten.

„Du bist krank im Kopf! Du bist so krank im Kopf wie dein Vater!“

Ich schob ihn fort von der Mutter, er drehte sich zu mir.

Er schwankte.

Ich ging einen Schritt auf ihn zu, hakte ein Bein hinter ihn, ich drückte ihn weg, er
kippte nach hinten. Es war wie auf dem Schulhof. Er knallte auf die Fliesen.

Ich konnte alles verändern. Ich, ganz allein.

Das Messer war ihm aus der Hand gefallen. Es lag neben seinem Kopf.

Musik 10: Gustavo Santaolalla: As it should be tr 9 1.40

Sprecher:

Die Chinesin Xiaolu Guo, Jahrgang 1973, erzählt in dem Roman „Stadt der Steine“ aus dem Jahr 2004 die Geschichte eines Mädchens in einem von Taifunen heimgesuchten Fischerdorf. Ihre Mutter stirbt, als sie sieben ist, ihr Vater ist in einem Straflager interniert. Eher geduldet als geliebt wächst sie einsam bei ihren Großeltern auf - in einer Welt, in der nur die Söhne etwas zählen und Zwangsheiraten üblich sind. Erst als junge Frau gelingt es ihr, sich zu befreien und nach Beijing zu ziehen. Als sie eines Tages ein Paket mit einem getrockneten Aal erhält, wird die Vergangenheit wieder lebendig.

Musik 11: Ketil Björnstadt / David Darling: The River tr 2

Zitatorin:

Xiaolu Guo: Stadt der Steine 8 Minuten

Ich sehe mich auf einem Boot, das aufs Meer hinausfährt, aufs Meer der Stadt der Steine. In meiner Erinnerung türmen sich die Wellen immer deutlicher vor mir auf, je weiter ich mich von dieser ungeheuerlichen Stadt mit ihren ungeheuerlichen Gebäuden und ungeheuerlichen Menschen entferne. Unterwegs feuere ich Torpedos ab, stürme die geheimen Festungen meiner Seele, bis sie eine nach der anderen fallen. Meine Trommelfelle beben von den Explosionen, und die spritzenden Schaumkronen durchnässen meine Kleidung. Bald ist alles vorbei, das Meer beruhigt sich. Die Torpedos sinken in die Tiefe, explodieren weiter in Fischschwärmen. Das Meer färbt sich rot, und ich leide - all die Fische. Ich wollte sie nicht sterben lassen, ich wollte es wirklich nicht. Weinend stehe ich auf dem Boot und sehe meine Tränen ins Meer tropfen, ins Meer der Stadt der Steine, dem Ort, an dem ich meine Fische begrabe, meine Erinnerungen, meine Kindheit und alle Geheimnisse meines früheren Lebens.

Musik aus

Alles begann mit einem Paket, einem Paket, in dem ein getrockneter und gesalzener Aal steckte, aufgegeben von einem namenlosen Absender unter einer unbekanntem Adresse in der Stadt der Steine. Ich habe die ersten fünfzehn Jahre meines Lebens in dieser Stadt verbracht. Jetzt lebe ich tausendachthundert Kilometer von ihr entfernt mit einem Mann, der nichts über meine Vergangenheit weiß, in einer Stadt, die sich völlig von meinem Geburtsort unterscheidet. Wäre mir nicht von einem fernen Ort dieses Paket geschickt worden, hätte ich nie wieder an das gedacht, was in der Stadt der Steine geschehen war.

Doch so begann die Erinnerung.

Ich fühle mich dieser Stadt verbunden, sie ist wie ein Traum, der pünktlich um Mitternacht wiederkehrt, oder wie hartnäckiges, schlimmes Heimweh. In den ungewöhnlichsten Situationen, wenn ich überhaupt nicht damit rechne, muss ich an sie denken: wenn ich durch Beijing laufe und die Busse höre, die in langsamem Tempo menschenleere Haltestellen anfahren, oder abends, wenn ich nach der Arbeit in der Küche den Gasherd anstelle und das Essen koche, oder morgens, kurz nachdem ich aufgestanden bin und mir Zahnpasta aus der Tube drücke. Die Erinnerungen kommen so ungefragt wie die Gezeiten in der Stadt meiner Kindheit, wie Wasser aus dem Nichts, das uns plötzlich bis zu den Knien umspült.

wieder Musik

Das Meer war alles, was die Stadt der Steine besaß, mehr Natur war nicht da. Die Stadt war auf einer Halbinsel angelegt worden, auf der es weder Flüsse, Seen noch Ackerland gab, nur den schroffen, kahlen Berg, der hinter ihr zum Meer abfiel. Weil die Menschen in der Stadt der Steine ihre Häuser in Reihen an den unteren Berghängen hochzogen, gingen alle Straßen steil bergab. Dadurch waren die Häuser vor der Flut geschützt, und außerdem konnten sie nicht, was noch wichtiger war, von einem der zahlreichen Taifune weggefegt werden.

Meine Großmutter und die anderen Bewohner stiegen jedes Jahr auf ihre Häuser und beschwerten die schwarzen Ziegeldächer mit Steinen, um sie vor den zerstörerischen Taifunen zu sichern. Uns Kindern kam die Aufgabe zu, auf den Berg zu klettern und Steine zu sammeln. Je mehr Steine man auf sein Dach häufte, desto unwahrscheinlicher war es, dass es der Taifun wegriss - vorausgesetzt natürlich, das Dach brach nicht schon vorher unter dem Gewicht der Steine zusammen. Und so wurde aus der Stadt immer mehr eine Stadt der Steine: Die Häuser waren aus den großen Steinen gebaut, die man überall auf der Halbinsel fand, die Straßen waren mit kleineren Kieselsteinen gepflastert, und selbst die Dächer waren von Steinhaufen übersät. Aus welcher Richtung man auch auf die Stadt schaute - unten vom Ufer, vom Berg oder sogar oben vom Himmel aus -, es war eine Stadt, die ganz aus Stein bestand. Erde gab es in der Stadt keine mehr, denn die ewigen Stürme, die während der Taifunaison über die Halbinsel fegten, hatten den Boden immer mehr ausgewaschen, bis zum Schluss nur noch die großen Felssteine übrig blieben.

Musik aus

Ich war sieben, nicht mehr richtig klein und gerade alt genug, um ganz normale menschliche Regungen wie Freundlichkeit und Güte zu verstehen. Ich wusste bereits, dass die Menschen sehr warmherzig und sehr kalt sein konnten, denn ich hatte schon viel mehr gesehen als die meisten Kinder meines Alters. Für ein siebenjähriges Kind war ich sicher sehr verschlossen. Meine Eltern hatte ich nie gekannt, eine Mutter habe

ich nie besessen und eigentlich auch keinen Vater. Meine Großmutter hatte mir erzählt, dass meine Mutter mich in einem Ruderboot zur Welt brachte. Es war eine schwere Geburt, und bis das kleine Boot wieder den Strand erreicht hatte, war meine Mutter am Blutverlust gestorben. Warum sie aufs Meer hinausgefahren und ob jemand bei ihr gewesen war, hat meine Großmutter mir nie erzählt. Ich selbst kann mich an diese Ereignisse natürlich nicht erinnern, und mein Vater war nicht da, um sie zu bezeugen. Er hatte die kleine Stadt schon vor meiner Geburt verlassen, um seinem Dasein als Fischer zu entkommen. In seiner Abwesenheit brandmarkten die Stadtbewohner ihn wegen seiner bourgeoisen Ansichten als „kapitalistischen Herumtreiber“. Das war während der Kulturrevolution. Wäre er in die Stadt zurückgekommen, hätte man ihn ins Gefängnis geworfen.

Nach meiner Geburt taufte mein Großvater mich Coral, ein Name, der mit dem Meer zu tun hatte. Die chinesischen Schriftzeichen in meinem Namen bedeuten «rote Koralle». Weiße und grüne Korallen habe ich schon oft gesehen, doch noch nie eine rote. Vielleicht steht das Rot für das Blut meiner Mutter, das Blut auf den Planken des Ruderboots.

Die Stadt der Steine war meine ganze Welt, der Ort, an dem man mir schon bald nach meiner Geburt ein Grab schaufelte. Die Bewohner begruben ihre Toten am entlegensten Ende des schroffen Felsens, der sich hinter dem Städtchen erhob und es von der übrigen Welt abschnitt. Sobald ein Mensch geboren wurde, gingen seine Verwandten zu einem Feng-Shui-Spezialisten, um für ihn ein Grab in günstiger Lage und passender Himmelsrichtung auszuwählen. Hatte man sich für einen Platz entschieden, stellte die Familie einen Grabstein auf, auf dem der Name des Neugeborenen zu lesen war, damit niemand anderes mehr diese Stätte für sich in Anspruch nehmen konnte. Wie kann ein Mensch einen Ort verlassen, an dem man ihm schon im Moment seiner Geburt ein Grab zugewiesen hat?

Als Kind konnte ich mir nicht vorstellen, der Stadt der Steine jemals zu entfliehen. Nein, das wäre unmöglich. Im Alter von sieben Jahren kannte ich Worte wie «fliehen» oder «flüchten» natürlich noch nicht und hatte auch keinerlei Vorstellung von der Bedeutung, die sich dahinter verbarg. Die Worte fehlten mir nicht, so wie mir auch meine Eltern niemals gefehlt hatten. Was man nie gehabt hat, kann einem auch nicht fehlen. Es war, als hätte es meine Eltern niemals gegeben, als wäre ich aus dem Nichts entstanden.

Musik 12: Nils Okland Band : Undergrunn tr 12 bis zum Ende der ersten Stunde

2. Stunde

Musik 1: Kammerflimmer Kollektief: Die Vögel sagen draußen ihre ungereimte Melodie tr 11

Sprecher:

In der zweiten Stunde der Langen Nacht geht es um den auffälligen Boom der autofiktionalen Literatur, um Texte, in denen sich autobiografische Elemente mit fiktionalen Handlungselementen verweben, Texte, in denen die Grenzen von Realität und Fantasie verschwimmen und im besten Fall aus persönlichen Erfahrungen große Literatur entsteht.

Nachdem in der ersten Stunde fast ausschließlich die Literatur selbst das Wort hatte, ergänzen jetzt die deutsch-ungarische Schriftstellerin Terezia Mora, die Germanistin Bèatrice Katharina Meißner und der Literaturkritiker Jan Drees die vorgestellten Romanauszüge.

Gelesen wird aus dem Roman „Die Welt im Rücken“ von Thomas Melle und aus Terézia Moras „Das Ungeheuer“.

Musik kurz hoch

Sprecher:

Seit vielen Jahren leidet der Schriftsteller und Bühnenautor Thomas Melle unter einer manisch-depressiven Erkrankung – heute modisch auch „bipolare Störung“ genannt. In seinem Roman „Sickster“ - hergeleitet vom englischen „sick“ - geht es um den psychischen Absturz zweier junger erfolgsverwöhnter Männer, die aus dem Rausch der überhitzten New Economy-Welt ins Bodenlose trudeln. Im Jahr 2016 verzichtet Thomas Melle in „Die Welt im Rücken“ auf alle Protagonisten und Symbolisierungen. Schonungslos und wortgewaltig entwirft er die Chronik seines eigenen zerrissenen Lebens zwischen Höhenflügen und Depression.

Musik aus

Atmo: Nordseestrand

Zitator 1:

Thomas Melle: Die Welt im Rücken

Ich stehe an der Nordsee, auf Sylt. Frühes Licht ist im Verschwinden begriffen, eigentlich schon verschwunden, formloser Dunst, stofflich und feucht, Dämmergrau. Ich denke an Cezanne und daran, wie er das Meer wie eine Art senkrechter Wand

malte, und sofort sehe ich das Meer tatsächlich als senkrechte Wand vor mir. Mir bewusst darüber, dass dies keine echte Wahrnehmung ist, sondern ein überspreiztes Wahrnehmenwollen ist, lasse ich mich auf die Wand ein. Eine Ruhe geht von ihr aus, die mich aufnimmt, aber nicht besänftigt. Ich denke an den Schauspieler Ulrich Wildgruber, seinen Freitod hier an dieser Küste, und will mich sofort abwenden vom Meer, das mich näher an sich heranzieht und beginnt, leise in mein Ohr zu flüstern. Ich bleibe jedoch stehen und starre weiter in das senkrechte Grau.

Soeben habe ich das Zimmer verwüstet, in dem ich zwei Monate lang als Stipendiat der „Syltquelle“ wohnen darf. Ich weiß nicht, wieso ich es verwüstet habe. Eine Gefühlskaskade ist durch mich hindurch gestürzt, ein Revoltieren gegen mein Schicksal, das mir unerträglich scheint. Die ganze Welt habe ich im Rücken, die ganze Geschichte. Es gibt keine Schuldigen, nur die Schuld, die als Abstraktum über mir schwebt, eine Art emergenter Entität, die nicht auf einzelne Menschen zurückführbar ist. Ich habe mit Nahrungsmitteln um mich geworfen und irgendetwas zerrissen. Erneut halte ich mein ganzes Leben für eine einzige, monumentale Täuschung. Das kenne ich schon, aber ich weiß jetzt, dass alle vermeintliche Gesundheit in den letzten Jahren nichts als ein hochperfider Selbstbetrug war,

Zurück in Berlin. Den ganzen Tag lang irrte ich durch die Stadt und mein Enthusiasmus verkehrte sich mehr und mehr in Panik. Die Zeichen und Schilder wurden zu Ungetümen, die ebenso vielgestaltig und drohend schillerten wie vorher die Sätze im Internet. Das Netz hatte sich umgestülpt und auf die Stadt ausgeweitet, alles war vieldeutig und unglaublich neu. So hatte ich die Zeichen der Welt noch nie gesehen; aber so waren sie wohl schon immer gewesen, nur ich hatte es noch nicht bemerkt. Alle Botschaften meinten am Ende immer auch mich, der ich noch immer zu allen Seiten hin schaute.

Wieder und wieder wurde mir darüber ganz schwindlig. Die Plakate und Leuchtreklamen begannen mich zu verhöhnen. Plötzlich fürchtete ich zum Nazi geworden zu sein, sagte das, tränen aufgelöst, einem Radfahrer, der als Antwort auf eine Ampel deutete und murmelte: «Es ist grün.» Was sollte das heißen: Grün?

Musik 2: Alva Noto: Prototypes tr 8

Ich rannte durch die Stadt, und die Stadt war verrückt geworden. Der Mob aus Zeichen und Bildern schoss aus allen Ecken auf mich zu. Geschickt wich ich aus, wo ich konnte, hatte aber keine Chance, gegen diese Masse zu bestehen. Es traf mich sekundlich hart. Vorher noch waren es gewöhnliche Slogans und Schilder gewesen, Kaufbefehle und Wegweiser, die nichts Besonderes bedeuteten. Nun zeigten sie ihre widerliche Fratze und wollten mir an den verschwitzten Kragen. Waren sie nicht

dieselben wie gestern, wie immer? War irgendetwas anders? Ja, dachte ich und rannte: Alles war anders. Die Pixel flirrten mir vor dem Gesicht.

Alles prasselte auf mich genauso vernichtend ein, wie es war, wie es wirklich und tief in seinem Wesen seit jeher schon war. Es prasselte nicht nur, es diffundierte, es strahlte, drang in mich ein. Wir, die Welt und ich, lösten uns auf, gingen durch den je anderen hindurch.

Wieso hatte ich das nie so wahrgenommen? Wieso nahmen die anderen Menschen das nicht wahr? Dort waren sie doch, die Menschen, hallo! Ich näherte mich ihnen - doch gingen sie sofort, wie auf ein geheimes Zeichen auseinander, möglichst dezent natürlich, vorgeblich ohne Eile, machten höchstens eine abwehrende Geste oder deuteten auf einen öffentlichen Fernsprecher. Manche taten auffällig taub, was auch schon wieder eine Botschaft sein musste. Ich rannte weiter, wollte zur Spree. Dort würden weniger Zeichen sein, hoffentlich, weniger Menschen. Etwas hatte sich umgestülpt, war auf die Stadt und dann in mein Leben gekippt und zwar in wenigen Momenten.

Meine Stimmung kippte vollends. Es war alles ein großes Zuviel, das mich bedrängte. Wohin bloß, wohin?

Woher kam diese Stülpung, dieses Kippen, diese Bedrohung? Sie war größer als die Stadt oder das Land. Sie war so wie die gesamte Geschichte. Sie war universell. Ich musste dem etwas entgegensetzen, und sei es nur, dass ich rannte, dass ich floh. Das tat ich. Ich rannte und rannte, war panisch und dennoch leicht euphorisch. Dann wieder weinte ich hemmungslos. Ich konnte nicht fliehen, nein. Es war überall.

Musik aus

An der Spree angekommen, verschnaufte ich kurz. Doch auch die Natur hatte ihre Unschuld verloren. Das Wasser leuchtete anders als zuvor, die Lichttupfer auf den Wellenspitzen verschaukelten mich. Ich erwog, in den Fluss zu springen. Ich spürte große Schuld. Wessen Schuld denn? Meine? die deutsche? Die Erbsünde?

Ich wusste es nicht, ich spürte sie nur auf mir lasten. Auf der Brücke stand ich und sah mich selbst dort unten als Wasserleiche treiben. Es ging ein Sog vom Dunklen aus. Ich krallte mich am Geländer fest wie an einer Reling bei brüllendem Seegang und zählte die Dinge: eins, zwei, drei, hundert. Ich wusste nicht mehr weiter. Da war ein Wind, der wehte ganz sanft, wahrscheinlich von der Hölle her.

Dann rannte ich wieder los, die Beine: zwei gerissene Filme, die im Leeren flatterten und rotierten.

Man kann sich kaum ein schambesetzteres Leben vorstellen als das eines manisch-depressiven Menschen. Das liegt daran, dass ein solcher Mensch drei Leben führt, die einander ausschließen und bekriegen, beschämen: das Leben des Depressiven, das Leben des Manischen, das Leben des zwischenzeitlich Geheilten. Letzterem ist nicht zugänglich, was seine Vorgänger taten, ließen und dachten. Der zwischenzeitlich

Geheilte (zwischenzeitlich, denn diese Störung ist eine lebenslange Krankheit, von der der Betroffene nur hoffen kann, dass sie selten ausbricht). Er wandert zerfetzt durch die Gegend und kann sich nur über das Schlachtfeld wundern, das hinter ihm liegt. Ändern kann er es nicht, obwohl der Maniker, der da gewütet hat, und der Depressive, der da siechte, zwei Versionen seines Ichs sind, die ihm nun völlig fremd sind, die er mit seinem jetzigen Ich nur qua Erinnerung, aber kaum qua Identität verbinden kann. Und doch, es ist nicht von der Hand zu weisen: Er war es.

Ich kann nur sagen: so ist es bei mir gewesen (und so wird es hoffentlich nie wieder sein). Die Trauer ist zur Grundsattierung meines Lebens geworden, wenn auch in verschiedenen Nuancen, manchmal als große Dunkelheit, manchmal nur als Graufilter über den Dingen.

Allein das Wort „Bipolar“. Eigentlich passt der alte Begriff „manisch-depressiv“ besser, jedenfalls in meinem Fall. Der Begriff ist billig, der Sachverhalt erschütternd. Der gebildete Bürger kann mit dem Begriff „Bipolarität“ wenig anfangen. Solche Dinge sind, und das soll kein Vorwurf sein, den Menschen noch immer völlig fremd und zutiefst unheimlich. Hier die Normalen, selbst von Neurosen, Phobien und kleinen Verrücktheiten durchzogen, aber alle liebenswert, alle mit einem Augenzwinkern integrierbar. Das ist das Fatum der Irren: Ihre Unvergleichbarkeit, der Verlust jeglichen Bezugs zu Leben der restlichen Gesellschaft. Der Kranke ist der Freak und als solcher zu meiden, denn er ist ein Symbol des Nichtsinn.

Start Musik 3

Die Welt im Rücken, werde ich nicht aufgeben. Die Hoffnung heißt: nie wieder manisch werden. Aber es mag mich noch einmal umhauen und hinaustragen, dann als quallig knochenloses Etwas heran spülen. Ich werde mir die Knochen schon wieder erarbeiten. Sollte ich eine weitere Manie haben, möge mir jemand dieses Buch in die Hand drücken. Sollte ich wieder dem Wahn verfallen, werde ich es als Schicksal hinnehmen. Ich meinte schon nach der zweiten Manie, eine dritte würde ich nicht überleben. Habe ich aber. Würde ich wieder. Ich mag mich wieder umbringen wollen, irgendwann. Dann werde ich dennoch weiterleben. Dann werden diese Zeilen wie ein Gebet sein.

Musik 3: Vassilis Tsabropoulos: Smoke and mirrors tr 3

O-Ton 2 Terézia Mora

27.22 Es kann sein, dass wir an einem Punkt angekommen sind, wo sowohl Künstler als auch Rezipienten sich gesagt haben: Ich habe jetzt schon so vieles gehört, was Fiktionalisierung ist. Und wenn da jemand mit dieser Haltung daherkommt, und das ist aber tatsächlich meine Geschichte, und ich ist wirklich ich und ich erzähle das jetzt,

und ich bin ein Schriftsteller, und deswegen habe ich Werkzeuge in der Hand, wo ich das sehr eindrücklich und eindringlich machen kann: natürlich wird man darauf sehr aufmerksam. 28:32 Diese Art des Erzählens möchte ich haben, diese Erzählung, die explizit sagt: Ich bin hier wenig Fiktionalisierung. Ich bin nur gerade so viel Literatur, wie es notwendig ist. Du bekommst etwas Authentisches.

Sprecher:

Was die Schriftstellerin und Übersetzerin Terézia Mora hier vermutet, zeigt sich im gegenwärtigen Trend zur autofiktionalen Literatur. Tatsächlich scheinen Autoren und Leser in den letzten Jahren ein wachsendes Bedürfnis nach dem sogenannten realen Leben zu entwickeln. David Wagners Buch aus dem Jahr 2013 über seine Organtransplantation heißt nicht zufällig „Leben“ und gilt als Vorbote einer radikalen Selbstoffenbarung. Fast zeitgleich schrieb Wolfgang Herrnsdorf in seinem literarischen Blog „Arbeit und Struktur“ - nach seinem Suizid als Buch veröffentlicht - über die Stationen des Ringens mit seinem Gehirntumor. 2019 erschienen mit Isabelle Lehns „Frühlingserwachen“ und Jan Wilms „Winterjahrbuch“ Romane, deren Protagonisten denselben Namen tragen wie Autorin und Autor. Auch den Welterfolg der Romane Karl Ove Knausgård sehen Literaten wie Zadie Smith in der Hinwendung zum persönlich Erlebten begründet:

Zitatorin:

Schriftsteller wie Knausgard zeigen, dass das Leben real ist, dass der Tod real ist, dass unser Lebensweg auch durch Verzweiflung führt. Er schafft Bewusstsein für das Leben, ohne dem Leser den Halt durch den Rahmen einer vertrauten Romanstruktur zu geben. Der Leser befindet sich in einem unablässigen Strom von Gegenwart, von Leben selbst.

Sprecher:

Der Begriff der Autofiktion antwortet auf den ewigen Streit um den Widerspruch von Kunst und Leben mit einem neuen Genre, das sich von der klassischen Autobiografie unterscheidet. Berühmte Autobiografien reichen von den „Bekenntnissen“ des Augustinus über Goethes „Dichtung und Wahrheit“ bis zu Elias Canettis Die gerettete Zunge“ - wobei Goethe schon durch den Titel „Dichtung und Wahrheit“ die Vorstellung einer fiktionsfreien Erinnerung in Frage stellt. Doch unterm Strich hat die klassische Autobiografie schon den Anspruch, das erlebte Leben so unverfälscht wie möglich abzubilden.

Während eine Autobiografie auf die Publikation zielt, zeigt sich das Tagebuch nach innen orientiert. Beide verbindet, dass sie außer bei großen Literaten wie Canetti oder Goethe nur selten einen literarischen Anspruch haben.

Genau dieser Anspruch aber ist ein typisches Merkmal der Autofiktion. Sie verbindet persönlich erlebtes mit Fiktion und schafft so eine neue Art von Literatur. Auffällig

viele dieser Autorinnen und Autoren thematisieren in ihren Romanen die eigenen Verletzungen, Kränkungen und psychischen Beschädigungen. Während im Mittelalter psychisch erkrankte Menschen noch als besessen galten und Jahrhunderte später in den ersten psychiatrischen Anstalten weggesperrt wurden, schreiben einige von ihnen heute Bestseller.

Musik 4: Gustavo Santaolalla: Kat's gut 1.30

O-Ton 3 Béatrice Katharina Meißner

3:10 Krankheiten sind traditionell Stoff der Literatur und auch Motive der Literatur und werden immer wieder behandelt, weil sie natürlich eine gewisse Ungewissheit zeigen, eine gewisse Fremde, und Dinge, die dem Menschen unheimlich vorkommen. 3.40 Und so hat halt jede Zeit auch eine gewisse Krankheit mit der sie sich im wahrsten Sinne des Wortes herumschlägt 5:08 wie zum Beispiel der Wahn, den es schon seit der Antike in verschiedenen literarischen Darstellungen gab und natürlich auch Neurasthenie oder Hysterie-Darstellungen um die Jahrhundertwende. Und heutzutage häufen sich eben auch Darstellungen wie die Depression. Psychische Krankheiten sind in unterschiedlichsten Betrachtungsweisen schon lange Stoff in der Literatur.

Sprecher:

Die Germanistin Béatrice Katharina Meißner hat im Jahr 2019 ein Buch veröffentlicht, in dem sie fragt, warum autofiktionale Literatur, die von Überforderung, Ängsten und Depressionen erzählt, anscheinend den Nerv der Zeit trifft: „Vulnerabilität – Verwundbare Figuren in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.“

O-Ton 4 Béatrice Katharina Meißner

23:07 Die Verletzlichkeit ist ja erst mal eine besondere individuelle Empfindlichkeit oder Labilität gegenüber psychosozialen und auch insbesondere interpersonellen Anforderungen. 24:03 Die Verletzlichkeit oder Verwundbarkeit hat in unterschiedlichen Disziplinen oft eine negative Konnotation, weil sie dazu dient, bestimmte Schwachstellen zu kennzeichnen. In der Literatur wird zwar durch die Verwundbarkeit und die Verletzlichkeit auch eine Schwachstelle der Figur dargelegt. Aber diese Schwachstelle hat gleichzeitig einen enormen Zugewinn und demzufolge ist sie auch positiv auslegbar. 25:07 Die verwundbaren Figuren können durchaus auch als Mittel betrachtet werden, die Welt besser zu verstehen, denn sie zeigen Ausschnitte, die oftmals im Verborgenen bleiben.

Sprecher:

In den letzten Jahren hätte sich in der Literatur ein thematischer Wandel ereignet, der das verletzbare Seelische und das von der Norm abweichende Individuelle in den Fokus nimmt.

O-Ton 5 Béatrice Katharina Meißner

35:15 Wenn wir vom heutigen Zeitgeist sprechen dann lässt dieser sich beschreiben als eine schnelllebige Zeit, eine Zeit voller Möglichkeiten, voller Optionen. Eine Zeit, in der die Menschen gestresst durchs Leben hasten bei gleichzeitigem Wohlstand und Frieden und politischer Stabilität - zumindest, wenn wir von vielen westlichen Ländern ausgehen. Und in diesem Zusammenhang ist das Individuum eigentlich sich selbst überlassen, um den Lebensweg zu beschreiten und diese Möglichkeiten, dieser Spielraum, der vorliegt, der fordert das Individuum heraus und führt auch dazu, dass die Menschen sich dann der Lebenssituation nicht gewachsen fühlen. 0:40 Es zeigt eine spezielle Empfindlichkeit oder Labilität bestimmten Krisensituationen gegenüber und zeigt natürlich auch, dass sie in bestimmten Situationen, in Krisen nicht handlungsfähig sein konnte oder kann und in dem Zusammenhang eben an dieser Verwundbarkeit, an dieser Empfindlichkeit auch zerbricht. Und das wird dann narrativ dargestellt.

Sprecher:

Heute scheint Trauma eine Schlüsselchiffre der Zeit zu sein. Ohne die autofiktionale Literatur psychologisieren zu wollen, sieht der Literaturkritiker Jan Drees erstaunliche Parallelen zwischen Methoden der Traumatherapie und dem literarischen Schreibprozess.

O-Ton 6 Jan Drees

11:57 Es gibt ein Verfahren in der Traumatherapie, das hochinteressant ist. Da wird der Patient oder die Patientin gebeten, sich vorzustellen, 12.45 er säße nun im Kino und beobachtete, wie er selber beobachtet, wie das, was er als traumatisch erlebt hat, auf der Leinwand passiert. Und diese Schritte werden so häufig wiederholt, bis man einen unendlich großen Abstand oder mindestens den Abstand eines Kinosaals von dem, was man selbst erlebt hat, empfindet. Es funktioniert. Es funktioniert, weil das Eigene zum Fremden werden kann und wenn man das, was einen persönlich traumatisch betrifft, zu etwas Fremdem macht, dann kann das heilen möglicherweise. 14:38 Dieses Verfahren mit dem Kino kann der Autor, der Schreibende, anwenden im Schaffensprozess auf den Text, indem er aus einer Entfernung und aus der Sicht des auktorialen Erzählers, des Allwissenden, des über dem Traumatischen Stehenden noch einmal diese Situation erleben lässt, nicht selber erlebt, sondern seine Figur erlebt es. Er wird zur Figur, und damit ist er selber als Person nicht mehr identifiziert mit dem Trauma.

Sprecher:

Auch wenn der Umgang mit psychischen Beschädigungen wie Ängsten und Depressionen nicht mehr so radikal tabuisiert ist wie vor einigen Jahren: Noch immer wird die Störung des Einzelnen als Störung der gesamten Gesellschaft empfunden - vielleicht, weil sich viele in den Verwerfungen der psychisch erkrankten selbst erkennen. Wenn immer mehr Menschen depressiv werden, liegt es vielleicht daran, dass wir in einer Gesellschaftsdynamik leben, die deprimierend ist?

O-Ton 7 Jan Drees

32.03 Selbstverständlich ist es so, dass wir das ablehnen, was wir in uns selbst vernichtet haben wollen. Der Psychoanalytiker und Philosoph Arno Grün hat darüber geschrieben, beispielsweise in „Der Wahnsinn der Normalität - Realismus als Krankheit“. Die Gesellschaft wird immer das, was sie ängstigt auch gleichzeitig ablehnen. Wir haben freilich eine Angst vor Depressionen, wir wollen alle selbst nicht depressiv werden.

Musik 5: Murcof: Maiz: tr 10 loopen!**Sprecher:**

Das Schöne an Literatur, und besonders der Autofiktion ist, dass sie existentielle Fragen wie den Zusammenhang von gesellschaftlichen Verwerfungen und Verwerfungen im Leben des einzelnen Menschen nicht intellektuell diskursiv verhandelt. Autofiktionale Literatur erzählt das Leben in den Geschichten selbst.

Musik kurz hoch

Ein Buch, das die menschliche Verletzlichkeit unter den Bedingungen des weltweiten Turbokapitalismus radikal in den Blick nimmt, ist Terezia Moras Roman „Das Ungeheuer“. Die beiden Hauptpersonen kennen manche Leser schon aus dem Erstling ihrer Trilogie mit dem Titel „Der einzige Mann auf dem Kontinent“: Der übergewichtige IT-Spezialist Darius Kopp und die Ungarin Flora, die nach dem Fall des Eisernen Vorhangs nach Berlin gezogen ist und dort den schrulligen Darius Kopp kennen und lieben gelernt hat. Ihr Glück war nicht von langer Dauer. Er wird wegrationalisiert. Sie scheitert beim Versuch, im Westen, beruflich Fuß zu fassen und ihre Kindheitstraumata zu überwinden. Immer stärker gerät Flora in den Sog des „Ungeheuers“ ihrer Ängste und Depressionen. Sie nimmt sich das Leben, er verliert den Lebensmut.

Der Roman beginnt mit Floras Tod. Nachdem Darius Kopp ein Jahr lang seine Wohnung nicht verlassen hat und nur vom Pizza-Service gelebt hat, reist er mit der Asche seiner Frau durch deren ungarische Heimat und ziellos immer weiter durch Albanien, Georgien und Armenien. Auf der Reise liest er das geheime Tagebuch seiner Frau und erschrickt, an welchem Abgrund Flora die ganze Zeit über gelebt hat. Sie ist ihm eine Fremde geblieben

Musik aus

Zitator 2:

Terezia Mora: Das Ungeheuer

Manchmal verdichten sich die Dinge wie Eiter. Am 22. Mai, dem Samstag vor Pfingsten letztes Jahr, war Darius Kopp außerstande aufzustehen: Ich weiß nicht, wann ich das letzte Mal so müde war. Die elende Heimfahrt vom letzten Job am Freitag hatte die halbe Nacht gekostet, danach musste ferngesehen werden. Es graute schon der Morgen, als er endlich einschlief.

Arbeit und Schlaf, Arbeit, Arbeitsweg und Schlaf. That's my life.

Am 23. Mai hatte Darius Kopp seine Frau seit fast drei Monaten nicht mehr gesehen, und es war ihm klar, warum es ihm so ging, wie es ihm ging (schlecht), weil er nämlich dabei war, vor Sehnsucht zu krepieren. Die Rose, eine langstielige rote, sah erbärmlich aus, eine erbärmliche Tankstellenrose, aber dass es an Tankstellen überhaupt Rosen gibt, ist ein Zeichen: ich bin nicht der Einzige, der solche Wege geht. Er näherte sich vorsichtig. Sie allein abpassen. Nicht weit vor dem Holzhaus gibt es eine kleine Einbuchtung im Gestrüpp, dort kann man stehen und zumindest in einen Teil des Gartens Einblick haben. Er hielt so lange still, bis es eindeutig war: es war keiner da. Er wartete noch eine Weile, ob sie von einem Spaziergang im Wald zurückkehrte. Eine oder mehrere Stunden im Auto zu warten, ohne einzuschlafen und sie so zu verpassen, ist eine nahezu unvorstellbare schwierige Aufgabe für jemanden wie Darius Kopp. Er spielte mit seinem Handy, bis die Batterie fast leer war, dann gab er auf. Er wendete und fuhr bis vor das Tor des Bauernhofes. Auch dort rührte sich nichts. Entweder war niemand dort oder sie versteckten sich absichtlich. Erneut die Wut, der Impuls, gegen das Tor zu treten. Auch das unterdrückte er. Wenn ich eine Chance haben will, darf ich hier nichts und niemanden mehr treten. Ihr Geburtstag war in vier Tagen. Ich werde arbeiten müssen, aber ich rufe sie an.

Am Pfingstmontag regnete es Strippen, Darius Kopp saß in der Berliner Wohnung und sah fern. Am Dienstag war strahlender Sonnenschein und kalter Wind, er schnitt in die Ohren. Kopp war irgendwo in Bayern und drückte dankbar das immer ein wenig warme Telefon an sein Ohr.

Später legte er immer diese zwei Sachen übereinander: das Riesenrad im ohrenbetäubenden Lärm des Maidkastell'schen Rummels und die Stille in jenen zwei Stunden, die er im Auto im Wald saß, während sie wahrscheinlich schon tot war. Das Riesenrad dreht sich in leiernder Musik, die Liebe meines Lebens hängt im Wald von einem Baum, ich parke nicht weit davon und langweile mich. Das stell dir vor und halte es aus. Sie starb bei strahlendem Sonnenschein, hing einen Tag im Regen und einen halben im kalten Wind. Sie wurde vom Förster gefunden, drei Tage vor ihrem 38. Geburtstag. In der schönsten Blüte deiner Jahre. Meine Lebenskameradin, zehn

Jahre, das sind nicht einmal ein Viertel meines Lebens, ich hatte ein Leben vor ihr, ein ganzes, halbes Leben hatte ich davor, aber, glauben Sie es oder nicht, ich kann mich an kaum etwas davon erinnern. Die zehn Jahre, die wir miteinander verbracht haben, scheinen mir jedoch wie hundert gewesen zu sein. Nicht, dass sie mir so langwierig erschienen wären. Nein, sondern ewig. Wir lebten wie die Könige. Zumindest anfangs. Im Jahr 2000 führten wir zwei voll ausgestattete Leben in einer ebensolchen Stadt in einer ebensolchen Ära, und ich kam mir, ich schäme mich nicht, das zuzugeben, unangreifbar vor. Auch wenn das eine Illusion war, auch wenn das für immer vorbei ist, freue ich mich, dass ich es wenigstens einmal erleben durfte. Sich unangreifbar fühlen, wann wäre das jemals gerechtfertigt? Das Leben des Tiers besteht aus Flucht und Jagd, aber dass es je eine Zeit gab, so kurz sie auch gewesen sein mag, da ich das Gefühl haben konnte, die Zeit sei auf meiner Seite, hält mich bis heute aufrecht. Und dann traf ich auch noch sie. Mitte dreißig und das erste Mal wirklich verliebt - ich dachte, jetzt hast du es endgültig geschafft. Wenige Monate später fing die Welt an, den Bach hinunterzugehen. Dass selten etwas Besseres nachkäme, diese Ansicht teile ich nicht. Zum Beispiel führte eine Häufung von Unglücksfällen überhaupt dazu, dass wir heirateten. Erst wurde sie von einem besoffenen Irren in einer nächtlichen Bushaltestelle überfallen, dann schleuderte Darius Kopp das Platzen der New-Economy-Blase ins All. Der Büroleiter kam aus seinem Büro und sagte, hört mal alle her, und entließ uns: alle. Das erste Jahr unserer Ehe gingen wir quasi Händchen haltend durch die Welt, im ständigen Geschrei der Angsthändler, aber wir hatten keine Angst, denn wir waren eine Einheit, zwei Rädchen, die ineinandergriffen. Obwohl wir im Grunde nie mehr in etwas anderem waren als in Krise, Zusammenbruch, Erholung, Zusammenbruch, Erholung, manchmal parallel zur Börse und manchmal nicht. Ich habe meine Jobs gezählt, ihre nicht, ihre sind ungezählt, aber sagen wir, es waren zehn. Zehn Jahre, zehn Jobs - nein, das geht nicht auf, es waren mindestens zwei pro Jahr. Also zwanzig Jobs, zwanzig körperlich schwere, geistig unter- und emotionell überfordernde Dienste, eine Fußsoldatin in der Armee der sogenannten Hilfskräfte. Umsonst habe ich ihr gesagt, dass sie das nicht zu tun brauche. Du musst das nicht tun, du bist meine Frau. Da lächelte sie nur. Kuli kaaaann nicht tot. Dabei endete es immer mit einem körperlichen und seelischen Zusammenbruch. Sie rappelte sich jedes Mal wieder auf. Bis sie sich zuletzt nicht mehr aufrappelte. Sie hat aus diesem verdammten Wald nicht mehr herausgefunden. Gretel weigert sich, wieder nach Hause zu gehen, während Hänsel, dem Ofen entkommen, notfalls sogar einen Job in Bayern annimmt, und wenn es dich nicht reizt, mit mir dorthin zu ziehen, dann nehme ich sogar öde Wochenendfahrten auf mich, ich nehme selbst eine Wochenendehe auf mich, aber könntest du dann, bitte, wenigstens in unserer Wohnung auf mich warten?

Ich habe wirklich alles versucht, ich habe sie umworben, angefleht und angeschrien, sie blieb, was sie war: ein Nein. Aber warum? Darum. Es ist einfach so. Ich gehe nicht mehr in die Stadt zurück. Ich nehme keinen Job mehr als Kellnerin, Bürohilfe oder

Verkäuferin an. Nein, ich werde auch nicht mehr versuchen, als Übersetzerin zu arbeiten. Mir geht es hier gut.

Das hat uns letztlich den Garaus gemacht. Dass es keinen Ort zu geben schien, an dem wir beide hätten leben können. Wenn die Frau, die dich verlassen hat, sich umbringt, bist du mit einem Schlag wieder als ihr Ehemann eingesetzt. Schöne Leich, totes Mädchen, ob auf einer Bahre oder im Bett.

Sprecher:

Nach dem Suizid seiner geliebten Frau Flora, übergibt Darius Kopp deren Laptop einer jungen Studentin, um die Tagebücher, Notizen und Dateien Floras aus dem Ungarischen zu übersetzen. Texte, die sie seit ihrer Jugend und der Flucht aus Ungarn verfasst hat. Notizen, die ihn überraschen und schockieren.

Zitator 2:

Darius Kopp saß mit dem Laptop auf dem Schoß in einem Café und las. Fragmente einer Frau, mit der ich neun Jahre meines Lebens verbracht habe. Sie war zwischen neunundzwanzig und achtunddreißig Jahre alt, ich zwischen fünfunddreißig und vierundvierzig. Darius und Flora. Ich lese und bemühe mich zu verstehen.

Musik 6: Dans les arbres tr 1

Zitatorin:

Tagebuch, Datei: Kastanienallee fünf Minuten

Endlich allein,
endlich eine Stadt.

Natürlich sind alle eher grob, als dass sie es nicht wären, aber allein, dass es anders ist als bisher, ist schon eine Erholung. Ich ertrage es leicht, mit der Duldungsfähigkeit der Neuangekommenen. Ein Jahr bekomme ich sogar Geld. Märchenhafte Gnade.

18. September.

Während ich mit dem Hauptmieter sprach, verbrannte ein Ei zu Kohle. Der Topf ist auch hin. Ein winziger roter Topf. Ich kann mir einen neuen kaufen. Auch dieser ist winzig. Es passen zwei Eier hinein. Nicht übertreiben. Sechs Mark am Tag für Essen, Kleidung, Verkehr, Kultur. In Ungarn reicht das nur für ein Essen am Tag, Spinat ohne Auflage. Wer glaubt mir das hier, an der Schwelle des 21. Jahrhunderts? Aber es macht nichts. Ich bin zwanzig Jahre alt und fürchte mich nicht.

Natürlich habe ich in Wahrheit Angst vor allem und vor jedem.

Ich bin Ausländerin.

Datei: vonatok_szaga

Kannst du den Geruch der Züge vergessen?

Sag ein Bild für Osteuropa: Lungenentzündung in einem dreckigen Zug.

Ein anderes ist, dass ich zwischen den Schienen liege, auf öligem russigen Schotter, nachts, wenn es auf dem Dorf kaum mehr Geräusche gibt. An meinem Mund ein Unkraut von seltsam süß-herben Geschmack.

Es gibt einen Mond. Es gibt die silbrigen Streifen der sich krümmenden Schienen. Das Gefühl: das von Angst und der Freude, alleine und ungesehen zu sein. Außerhalb der Luft des einzigen geheizten Zimmers im Haus der Großeltern, wo alle um den Tisch sitzen, bevor sie sich in eiskalten Betten schlafen legen.

Schmerz.

Das ist niemals vorbei. Nägel, die man in junge Bäume schlägt.

Dennoch sehne ich mich. Nicht nach dem Haus, aber nach den Gleisen.

Mein Zuhause ist in den Gleisen am Rande des Dorfes.

Musik aus

Habe geträumt, Mutter wickelt mir die Nabelschnur um den Hals und wirbelt mich in der Luft herum. Die andern sitzen drum herum und lachen.

Ich stehe in der Mitte eines Kreises. Meine Schulkameradinnen stehen um mich herum und werfen mich mit Eisenkugeln, wie man sie beim Kugelstoßen benutzt. Sie versuchen meinen Kopf zu treffen. Mutter feuert sie an.

Ich will nicht tiefer gehen. Ich bin dem nicht gewachsen. Ich will die Ursachen nicht restlos aufdecken. Sie liegen doch auf der Hand. Ich bin ein Niemandskind. Mutter tot, der Vater fort, weder Gott noch Heimatort. Das ist die Ursache. Und jetzt sagen sie mir, wie man das reparieren soll? Das Fundament mit Beton unterspritzen? Halten Sie das für eine saubere Arbeit?

Warum kann ich nicht einfach alles vergessen?

Datei: S-Bahn

Die Lamellen der Neonlampen zerschneiden mich wie ein gekochtes Ei. Ich gehe auf die Straße und habe das Gefühl, jeder, dem es einfiele, könne einfach in mich hineingreifen und mir Herz und Lunge herausgreifen. Der Wind, als würde er angreifen. Springt mir auf den Rücken.

Wenn die wüssten

dass es schon ein Sieg ist, wenn ich es bis zur Straßenbahn schaffe

wenn ich warten kann, bis sie kommt

wenn ich es aushalte elf Haltestellen lang nicht auszusteigen

wenn ich es dann schaffe in das richtige Gebäude zu gehen

wenn ich es schaffe in die richtige Etage zu gehen
wenn ich es schaffe, den Raum zu betreten
wenn ich es schaffe, mit ihnen zu reden
wenn sie dann einem Wunder gleich tatsächlich zu verstehen scheinen
was ich sage

Datei Klinika

Am ganzen Körper taub nach Hause. In der Wohnung lasse ich endlich das Winseln heraus. Lauf winselnd wie ein Hund hin- und her. Wie ein Hund, den man an der Autobahn ausgesetzt hat.

Drei Tage in der dummen Klinik. Weil ich mir nicht helfen konnte und in Pantoffeln und Top schluchzend draußen in der Kälte durch die Straßen lief. (Unter irgendwelchen dünnen Bäumen, ich weiß nicht)

Darius kam, saß erschrocken an meinem Bett. Ich drehte den Kopf zur Seite, ich wollte nicht, dass er mich sieht. Er ging nach Hause. Ich fing zu schreien an. Wieder was bekommen. Der chemische Schlaf ist der beste.

Musikakzent 7: Hauschka: zuhause tr 3 20 Sekunden

Zitator 2:

„Wissen Sie etwas darüber, auf welche Weise Ihre Frau beigesetzt werden wollte? Auch eine Leiche hat Persönlichkeitsrechte. Sogar Leichenteile. Ein Mensch hat das Recht, wie ein (toter) Mensch behandelt zu werden, ein Mensch hat das Recht, beigesetzt zu werden.“

Völlig egal, sagte Flora einmal, was am wenigsten Schaden verursacht. Was für ein ordinärer Gedanke, über seinen Tod hinaus Wünsche haben zu wollen! Aber zu einer anderen Gelegenheit sagte sie: am besten verstreuen.

Ich muss die Asche wegbringen. Die Asche muss weg. Eigentlich ist die Asche schon bestattet. Man nennt es Feuerbestattung. Machen wir uns nichts vor. Effektiv ist das, was wir die sterblichen Überreste nennen, beseitigt, der Atmosphäre übergeben.

Was „ein Grab in den Lüften“ ist, habe ich von meiner Frau gelernt. Auch „durch den Schornstein gegangen“ ist unangemessen. „Das steht im Rauchfang geschrieben mit schwarzer Kreide“ - kennen außer ihr und mir kaum ein paar Millionen.

Musik 8: Jun Myake: The locked room tr 1

O-Ton 8 Terézia Mora

0:38 Man ist natürlich als derjenige, der über das Leiden spricht, in neunzig Prozent der Fälle unzufrieden, weil man sich sagt: Das lässt sich halt nicht in Worte fassen. Nichtsdestotrotz hilft es, wenn man irgendwelche Worte dafür findet, wenn man sich dem Ganzen annähert. Darüber Stillschweigen zu bewahren, erweist sich als nicht so hilfreich. 2:30 Ich kann es nicht weglassen, ohne zu lügen oder ohne dass eine Lücke in diesem Werk bleiben würde.

Sprecher:

Für Terezia Mora steht außer Frage, dass Literatur die Kraft hat, Verletzungen zu lindern und Schrecken zu bannen.

O-Ton 9 Terézia Mora

3:28 Nun, ich denke, dass das Verbalisieren eines Schreckens tatsächlich diesen Schrecken in eine Ordnung zwingt, in die Ordnung der Sprache und des Erzählens. Dann ist es schon einmal etwas gezähmter. Es kann den Schrecken natürlich nicht aus der Welt schaffen. 3:55 Dieser Gedanke, eine Störung und eine Wunde zu besprechen, das ist ja ganz uralte. Ich versuche, die Zauberworte zu finden, die einen Schmerz lindern, die eine Situation erträglicher machen. Und das machen wir ja auch außerhalb der Literatur, seitdem wir Menschen sind. Zumindest versuchen wir es.

Sprecher:

Terézia Mora, Jahrgang 1971, wuchs in einem kleinen ungarischen Dorf im Nordwesten Ungarns nahe der österreichischen Grenze auf. 1990 zog sie nach Berlin, wo sie seitdem als Schriftstellerin, Übersetzerin und Drehbuchautorin lebt.

O-Ton 10 Terézia Mora

10:53 Als ich zu schreiben anfing, war dieser Bereich insbesondere, was mich selbst überrascht hat, dieser Bereich, in dem Gewalt herrscht: Gewalt zwischen Individuen und Gewalt zwischen Systemen und Individuen. Denn offensichtlich war es das, was ich als Essenz mitgenommen habe aus einer Kindheit in der Diktatur, wo es nicht nur die kommunistische Diktatur gab, sondern auch eine Diktatur der Lebensweise. Es war ein katholisches und kommunistisches Dorf. Das muss man sich mal als Kombination vorstellen. Ich fand das alles sehr, sehr repressiv. Ich fand die Schule sehr repressiv und das Umgehen des Individuums mit dieser Bedrohung, dass es von Systemen umgeben ist, die scheinbar das Ziel haben, das Individuum zu vernichten, das ist meine Erbe, was ich mitgebracht habe und womit ich mich vermutlich mein ganzes Leben lang beschäftigen werde. Mittlerweile, nachdem ich relativ lange schon in einer freiheitlichen Gesellschaft lebe, interessiert mich für andere Formen der Gewalt. 12:07 Zum Beispiel, wenn Darius Kopp, ein Angestellter, wenn schon sieben Mal seine Firma übernommen worden ist und das achte Mal dann doch entlassen worden

ist, das ist auch eine Gewalt, die ihm angetan wird. Aber es ist nicht mehr so physisch und nicht so ganz offensichtlich politisch wie das bei meinem früheren Figuren der Fall war.

Sprecher:

Terézia Moras Romane speisen sich immer auch aus eigenen Erfahrungen. Ob man das jetzt autobiographisch nenne, sei zweitrangig, meint die Schriftstellerin. Erinnern sei nie ein sachliches Rekapitulieren der Ereignisse und verschwimme automatisch mit der Fantasie. Man trete dabei immer auch in einen Proustschen Erzähl-Kosmos ein.

O-Ton 11 Terézia Mora

13:25 Natürlich gebietet es sogar die Fairness, wenn ich sage: für meine Figuren gehört es sich so, dass ich alles, was ich über mich selbst weiß, genauso ausbeute und benutze. Nur kann niemand von mir erwarten, dass ich meinen Namen drauf schreibe. Selbstverständlich, weil dann wäre es, auch keine Literatur mehr. Dann wäre es einfach ein Bekenntnis, das wäre mein Tagebuch.

Sprecher:

Auch wenn sie nicht suizidal sei und eine psychiatrische Einrichtung noch nie von innen gesehen hätte, seien ihr Elemente von Floras Leid nicht unbekannt.

O-Ton 12 Terézia Mora

14.00 Was ich immer schon gesagt habe, dass ich glaube, dass diese Momente auch tiefster, erschreckender, schockierender Verzweiflung, die ich bei Flora beschrieben habe: Natürlich habe ich die auch schon erlebt in meinem Leben. Meine Behauptung ist bloß, dass das auch jeder andere hat. Nur nicht jeder redet darüber oder nicht jeder würde es so ausdrücken. Ich war mit einem Stück, diesem Verzweiflungs-Stück aus dem „Ungeheuer“, bei einem Kolloquium mit achtzehn anderen Autoren und ich habe dieses Stück vorgelesen und alle waren entsetzt und haben gesagt: Das kann man nicht machen, das ist zu viel... Und obwohl ich selbst Angst davor hatte, diesen Text so zu veröffentlichen, musste ich in dem Moment denken, ihr seid doch nur alle zu feige.

Musikakzent 9: Andrey Dergatchev: Japan tr 8

O-Ton 13 Béatrice Katharina Meißner

20:25 Das größte Leid der Flora Meier ist eigentlich im Grunde genommen das Unverständnis der Gesellschaft ihrer Krankheit und ihrer Situation gegenüber. Aber auch ganz drastisch wird gezeigt: dieses nicht wahrnehmen können, dass die Gesellschaft nicht wahrnehmen kann wie es der Flora Meier geht, wie es um sie steht. Und diese Ignoranz, aber auch diese Hilflosigkeit führt dann eben zu diesem tragischen Ausgang des Buches.

Musik aus bei 0.33

Sprecher:

In ihrem Buch „Vulnerabilität“ hat Beatrice Meißner die psychischen Nöte der literarischen Figuren genau untersucht.

O-Ton 14 Béatrice Katharina Meißner

28:34 Die Figuren in den Romanen von Thomas Melle oder auch Terézia Mora zerbrechen oftmals daran, dass sie nicht wahrgenommen werden und nicht in ihrem Kampf und in ihrer Auseinandersetzung mit der Störung erkannt werden und die Gesellschaft darauf eigentlich nicht wirklich eingeht und auch keine Hilfestellung bietet. Sie haben das Gefühl sie stören tatsächlich eher. Terézia Mora formuliert das an anderer Stelle: man stünde quasi im Weg. Und das ist eine gewisse Ohnmacht, die dann eben auch auf die Protagonisten wirkt und sie zerbrechen lässt.

Sprecher

In ihren Frankfurter Poetikvorlesungen sagte Terézia Mora den Satz:

Zitatorin:

Da du ein Mensch bist, warst du schon mal krank, einsam, verzweifelt - und das alles nicht nur ein bisschen, sondern sehr.

O-Ton 15 Terézia Mora

17.22 Zum einen gibt es mir beim Schreiben eine gewisse Hoffnung, dass ich weiß, ich bin wie jeder andere Mensch. Das heißt für mich nicht nur, ich bin alleine, nicht nur nicht alleine mit meinem Leiden, sondern wenn ich über etwas schreibe, eine leidvolle Situation kann ich mir fast sicher sein, dass der andere Mensch am anderen Ende, der Leser, was ähnliches erlebt hat. Und das verbindet uns. Das hilft ihm überhaupt, das zu verstehen und seine eigenen Assoziationen zu machen.

O-Ton 16 Terézia Mora

23.00 Die Frage, was wem zumutbar ist, ist natürlich genau das, was man auch während des Schreibens nicht so wirklich beantworten kann. Ich helfe mir, wie gesagt, damit weiter, dass ich sage: Wir haben vermutlich ähnliche Erfahrungen gemacht, vielleicht nicht in der gleichen Intensität wie unsere. Unsere Abgründe sind jeweils individuell. Natürlich wird es Menschen geben, die das ablehnen, die sagen: Das ist mir zu viel, das ist übergriffig, das ist Seelen-Porno, das liegt außerhalb dessen, was ich akzeptieren oder annehmen kann. Dann müssen wir damit leben. Derjenige muss damit leben und ich ebenfalls. Ich für meinen Teil, als ich es schrieb, musste bis zu einem gewissen Punkt gehen. Sonst wäre ich unter meinem eigenen Anspruch geblieben.

Musik 10: Jan Bang / Einvind Aarset: Two Days in June

Musik 10 b: Andrey Dergatchev: Final Titles tr 16 5.02 möglich

3. Stunde

Musik1: e.s.t. esbjörn svensson trio tr 2

Sprecher:

In der dritten Stunde der Langen Nacht geht es um die Frage, ob das geschriebene Wort auch den Schmerz kollektiver Traumata wie Kriege, Verschleppungen oder Völkermord lindern kann. Warum erscheinen Jahrzehnte nach Ende des zweiten Weltkriegs noch immer Romane, die sich mit den Schrecken des Naziterrors auseinandersetzen?

So der Roman „Unter der Drachenwand“ des österreichischen Schriftstellers Arno Geiger, Jahrgang 1968. Auf der Basis jahrelang recherchierter Quellen von Kriegsheimkehrern, entwirft Geiger die Welt des jungen Veit Kolbe im Jahr 1944. Durch eine Kriegsverwundung und private Beziehungen im „Heimurlaub“ verbringt der junge Mann das Jahr kurz vor Kriegsende im Schatten der steinernen Drachenwand am österreichischen Mondsee. Und versucht dort seine Kriegstraumata und beginnendes privates Glück auszubalancieren.

Musik aus

Zitator 1:

Arno Geiger: Unter der Drachenwand

Nach einem zweitägigen kurzen Antäuschen von warmem Wetter folgten Tage von frostklirrender Durchsichtigkeit. Das halbe Dorf war verkühlt, den Kindern liefen die Nasen, und die Frauen drückten die Hände gegen die Schläfen.

Die Quartierfrau sagte, es könne sein, dass die angloamerikanischen Hunde Bazillen abgeworfen hätten, sie wolle nichts ausschließen. / Ich frage, was sie mit Bazillen meine. / „Keime, was denn sonst!“, gab sie zur Antwort. / Ich sagte, dass ich das für Humbug hielt. / Da fuhr sie mich an: „Das Geschirr und das Essbesteck, das ich Ihnen geliehen habe, brauche ich. Sie müssen mir’s herunterbringen. Sofort. Ja, sofort!“ / Ich hatte die Hälfte des am Vortag gekochten Essens darin und musste bei der Darmstädterin um Geschirr betteln gehen, will ich nicht mit den Fingern essen wollte. / Die Darmstädterin klärte mich auf, im ganzen Ort kenne man die Quartierfrau, alle Welt habe Mitleid mit uns, dass wir bei dieser Kanaille hausen müssten.

Ich war häufig müde und gedrückter Stimmung. Viele feindliche Fliegerin der Luft, manchmal dreihundert und mehr. Hitler besaß nichts, mit dem er hätte dagegenhalten können. / Ich besah mir die feindlichen Flieger, die im schönsten Sonnenschein hoch im Blau des Himmels blitzten. Es war ein schaurig schönes Bild.

Am dritten Tag erfasste mich eine solche Ungeduld, dass ich wieder zum Mädchenlager Schwarzindien hinausging. Meine Stiefel waren frisch geschmiert, sie knarrten jetzt weniger. Bisweilen blieb ich stehen, putzte mir die Nase, horchte auf Geräusche und ging dann rasch weiter. Erbarmungslos drang der Wind durch die Kleider bis auf die Haut. Im weichen Jännerlicht einer wie distanziert dastehenden Sonne kroch der Weg dahin. Als ich Schwarzindien erreichte, vergrub ich die Hände in den Taschen meiner tiefsitzenden Uniformhose, im selben Moment steckte die Lehrerin den Kopf zum Fenster heraus, und als sie mich sah, machte sie das Fenster sogleich wieder zu. Ich schaute kein zweites Mal hin und ging am Haus vorbei. Nicht für eine Sekunde gelang es mir, den Abstand zwischen der Lehrerin und mir zu überbrücken. Es war ihr wohl unangenehm, dass ich ihre Nähe suchte, sie gab sich alle Mühe, mich zu entmutigen. Warum dem so war? Warum sie mich nicht mochte? Ich weiß nicht. Vielleicht mochte sie mich nicht, weil ich ein Soldat war. Immer wenn ich den Krieg erwähnte, runzelte sie auf die mir bekannte Art die Stirn und schaute mich an, als wäre alles allein meine Schuld. Schließlich sagte sie, sie habe in den vergangenen Jahren genug Männer gesehen, sie habe die Nase voll von ihrem Seehundaroma. / Ich glaube nicht, dass ihr bewusst war, wie sehr mich diese Worte kränkten. Wenn ja, ließ sie sich nichts anmerken. Und spätestens jetzt war mir klar, es hat keinen Zweck, hier etwas forcieren zu wollen, diese Peinlichkeit sollte ich mir ersparen.

Wie seltsam das alles ist, dachte ich auf dem Rückweg. Ich machte halt, warf ein paar Steine in den See, und plötzlich wurde mir klar, was das für ein Gefühl war, das ich empfand, wenn ich an die Lagerlehrerin dacht: Scham. Ich fühlte mich ganz verurteilt und war mir sicher, dass ich meine Selbstachtung in Gegenwart der Lehrerin nie mehr ganz wiedergewinnen würde.

...Zu Hause wollte ich einen Kartoffelpuffer mache, und weil die Wirtin ihr Geschirr zurückgefordert hatte, zerteilte ich mit dem Beil eine Blechbüchse, klopfte das Dosenblech flach und mit einem alten Bajonett Löcher hinein, fertig war die Reibe. Bei dem unseligen Kommiss nimmt man derbe Gewohnheiten an. Ich warf das Bajonett zurück auf den Abfallhaufen, dass es klirrte. Plötzlich hatte ich wieder einen nervösen

Anfall, so ein Gefühl, dass etwas mit mir passiert, und ich kann es nicht beeinflussen. Wie ein Gehetzter rannte ich hinaus und stützte mich mit beiden Händen über den zugefrorenen Auslaufbrunnen. Begleitet von Zittern durchfuhren mich die mir schon bekannten Bilder und Ängste. Bekannt ist vielleicht nicht das richtige Wort, weil mir alles, was ich im Krieg erfahren hatte, fremd geblieben war. Und doch, es war, als sei alles in meinem Körper gespeichert, als gebe es Dinge, von denen man sich nie ganz erholt, selbst wenn man wieder zum Alltag zurückgekehrt scheint. Der Brand in Jawkino gehörte zu diesen Dingen, die Partisanen, die ihr eigenes Grab schaufeln mussten und denen der Schweiß in Bächen herunterrann, gehörten zu diesen Dingen.

Nach einem solchen Anfall war ich den ganzen Tag schreckhaft und ohne Selbstbewusstsein, manchmal noch am nächsten Tag gedämpft, der Onkel sagte, ich würde mich durch die Straßen schleppen, schlimmer als ein alter Mann. Die Bilder blieben wie ein bitterer Geschmack im Mund zurück. Oft kommen die Attacken wellenförmig immer wieder, in ihrer Intensität jedoch abnehmend. Während ich die Kartoffeln schälte, muss ich den Kopf auf den Tisch legen, und fast wäre ich eingeschlafen vor Erschöpfung. An diesem Tag ging ich früh zu Bett, davor hatte ich kräftig eingeheizt, denn für die Nacht waren zweistellige Kältegrade vorhergesagt. Eine Weile lag ich wach, das Lesen hatte ich bleiben lassen müssen, weil mich mein Kopf wieder so stach.

In den alleruntersten Schluchten des Schlafes, wo es immer feucht und kalt ist, stieß ich erneut auf den Krieg, auf seine tausendfünfhundert schrecklichen Tage, auf Blutgeruch und wie sich gleichzeitig friedlich das Korn im Wind bewegt, während die Partisanen sich vor der Grube aufreihen und ihnen der Schweiß über das Gesicht rinnt. Und Städte, in denen nur noch die Kamine stehen, als wir endlich einziehen, und wie von Geisterhand gestoßen, fällt einer der Kamine um, genau in meine Richtung. Das letzte, was ich vor dem Aufschrecken mitbekam, war, dass jemand mir mit drohender Stimme hinterherrief: Das Leben? – Eine Kopeke! Und wieder konnte ich mich nicht erinnern, dass ich den Krieg, im Moment des Erlebens als so furchtbar empfunden hatte wie jetzt im Bett.

Keuchend rieb ich mir die Stirn am schweißgetränkten Kopfkissen, hob den Kopf, es war finster, alle Dinge verloren, nur meine Armbanduhr konnte ich auf dem neben das Bett gerückten Stuhl erkennen, mit phosphoreszierendem Ziffernblatt. Jetzt begriff ich auch, woher der Blutgeruch kam, in der Anspannung hatte ich mir die Unterlippe blutig gebissen. Verschreckt, belämmert, misstrauisch, so stand ich auf, als kröche ich aus einem Erdloch, nachdem die Front mich überrollt hatte.

Musik 2: Villa-Lobos: Douze Études W.235 No.11 in e moll Complete Guitar Music Frédéric Zigante

Zitator:

Dann hörte ich Musik von irgendwo da draußen, eine seltsame, fast lethargische Gitarre, die in die Tiefe trudelte und ein Gefühl von langsamem Absturz vermittelte, trotzdem sehr warm, auf verschrobene Weise lebensfroh, bisweilen an Heurigenmusik erinnernd, dann ganz fremd und wieder zur Heurigenmusik zurückkehrend.

Angespannt spähte ich hinaus, bis mir schwindlig wurde. Aber in der Dunkelheit war nichts zu sehen. / Da ich glaubte, jetzt nicht weiterschlafen zu können, zog ich mich nochmals an. Vielleicht schaffte ich es mit einem Gang durch die Nachbarschaft, mich aus der mit Krieg gefüllten Luft herauszureißen.

Die Nacht war sternenklar, allmählich schälten sich Konturen heraus. Die Musik war noch immer zu hören, hypnotisierender Jazz, nein, kein Jazz, etwas, das ich noch nie gehört hatte, geschmeidig, mit Elementen des Aufruhrs, plötzlich hochkochend, um dann wieder langsam hinunterzutrudeln mit einem einsamen Instrument. Einige Zeit stand ich so, die Musik kam aus dem Gewächshaus. Dem Gärtner dort drüben war es wohl egal, ob Tag ist oder Nacht.

Musik kurz frei und aus

Wegen des kalten Luftzugs, der ins Gewächshaus fuhr, als ich eintrat, rief der Gärtner schroff: „Türe zu!“ Ich drückte die Tür rasch ins Schloss, sie schnappte ein. Sehen konnte ich nichts. Aber die Musik war jetzt abgestellt, und ich hörte das Knurren des Hundes. Erst als ich mein Feuerzeug aus der Manteltasche gegraben und die Flamme hatte springen lassen, war es mir möglich, mich zu orientieren. Ich leuchtete den Mittelgang zwischen den Schösslingen aus und erreichte die Beete der Orchideen. Vom Onkel wusste ich, dass der Gärtner ein Brasilienrückkehrer war, der einzige verbliebene Anbieter äquatorialer Orchideen in der Ostmark. Bis zur Brust in eine Wolle gewickelt, die Beine lang ausgestreckt, saß er in einem Lehnstuhl neben dem Ofen, ein hagerer, hakennasiger Mann. / „Warum sind Sie gekommen?“, fragte der Brasilianer. / „Ich habe die Musik gehört“, gab ich zur Antwort. / Er betrachtete mich mit ruhigem Interesse. Und nachdem er mir eine Holzkiste als Sitzgelegenheit angewiesen hatte, ebenfalls beim Ofen, ließ ich die Flamme des Feuerzeugs erlöschen. Sofort war wieder alles wie mit Pech übergossen.

Die Musik, die der Gärtner gehört hatte, stammte von einem Mann namens Villa Lobos. Ob mir die Musik gefalle, fragte der Gärtner. Ich bejahte es.

Ich dachte an das, was mir der Onkel gesagt hatte: Der Brasilianer stellte verzweifelt Ansuchen um Genehmigung einer Arbeitshilfe. Doch da ihm vor zwei Jahren wegen einer unüberlegten Bemerkung über den Führer die Ehrenrechte eines Deutschen aberkannt worden waren, bestand keine Aussicht, und er befand sich auch deshalb in einer etwas isolierten Situation.

Es rauschte und knisterte, gleich darauf erklangen einzelne Töne, und es folgte dieselbe Musik wie vorhin, weniger laut, eindringlich, quälend, ohne Vorwarnung sich erheiternd, um dann wieder abzustürzen und hinunterzutrudeln mit der einsamen Gitarre. / Eine Weile hörte ich nur die Musik, nichts sonst, die Augen geschlossen. Als ich sie wieder öffnete, konnte ich ein bisschen etwas sehen, denn der Brasilianer hatte den Ofen geöffnet, in dem ein Holzfeuer loderte. Er warf ein paar große Scheite hinein, rötliches Licht erhellte sein faltiges Gesicht, seine Fuchsaugen leuchteten. Kurz stocherte er mit dem Schürhaken die Glut auf. Dann machte er die Ofentür wieder zu. / „In einer Stunde die letzte Lage, vier Scheite Wurzelholz, das ist härter und hält länger an. Das soll’s dann für heute gewesen sein.“ Was er anbaue, fragte ich ihn. / „In der vorderen Hälfte Tomaten, in der hinteren Orchideen und einige Gurken.“ / „In

Russland bin ich zum Tomatenesser geworden“, sagte ich. / „Das ist gut so, Tomaten sind gesund, besser als alles andere.“

Und die Musik und das Gewächshaus und die Nacht waren rings um uns, und im Himmel standen die Sterne, und die Geschwader kamen in der Nacht nicht von Süden, sondern von Norden, aber sie erreichten uns nicht.

Es war Zeit, wieder ins Bett zu gehen. Der Brasilianer sagte, spätestens um sechs in der Früh müsse er wieder einheizen, sonst sei alles kaputt und umsonst. Damit streckte er mir seine harte, schrundige Gärtnerhand entgegen. Ich nahm sie, und im Weggehen musste ich daran denken, dass ich im Lazarett meine harte Haut verloren hatte, an den Händen und an den Füßen, meine Kriegshaut.

Musik 3: weiter länger Villa-Lobos und aus oder Mats Eilertsen: The Void tr 5 besser Akzent

Sprecher:

Der Roman "Atemschaukel" der Nobelpreisträgerin Hertha Müller fußt auf Gesprächen mit dem Lyriker Oskar Pastior und anderen Insassen sowjetrussischer Arbeitslager für Rumäniendeutsche. Herta Müller gelingt es, Schmerz und Grausamkeit auf eine Weise darzustellen, die ganz ohne die üblichen Worte für Leid und Verzweiflung auskommt, sondern sich auf kleine Vorkommnisse und Dinge konzentriert. Im folgenden Text auf den Trost eines schneeweißen Batist Taschentuchs.

Zitatorin:

Herta Müller: Die Atemschaukel

Manchmal überfallen mich die Gegenstände aus dem Lager nicht nacheinander, sondern im Rudel. Darum weiß ich, dass es den Gegenständen, die mich heimsuchen, gar nicht oder nicht nur um meine Erinnerung geht, sondern ums Drangsalieren. Kaum denke ich, dass ich das Nähzeug mitgenommen habe, da mischt sich das Handtuch ein, Dazu noch ein Taschenspiegel, den es gab oder auch nicht. Gegenstände, die vielleicht nichts mit mir zu tun hatten, suchen mich. Sie wollen mich nachts deportieren, ins Lager heimholen wollen sie mich. Ich hab ein Magendrücken, das in den Gaumen steigt. Die Atemschaukel überschlägt sich, ich muss hecheln.

Wenn mich nachts die Gegenstände heimsuchen und mir im Hals die Luft abdrosseln, reiße ich das Fenster auf und halte den Kopf ins Freie. Am Himmel steht ein Mond wie ein Glas kalte Milch, sie spült mir die Augen. Mein Atem findet wieder seinen Takt. Ich schluck die kalte Luft, bis ich nicht mehr im Lager bin und leg mich wieder hin. Das Bettzeug weiß von nichts und wärmt. Die Luft im Zimmer schaut mich an und riecht nach warmem Mehl.

Musik 4: Andrey Dergarchev: Underwater tr 1 Dans les Arbres: La somnolence tr 1

Einmal bekam ich ein Taschentuch geschenkt von einer Russin. Es war sehr kalt. Mich trieb der Hunger. Nach der Arbeit ging ich wieder mal ins Russendorf hausieren mit einem Stück Anthrazitkohle, das man jetzt zum Heizen brauchte. Ich klopfte an eine Tür. Eine alte Russin öffnete, nahm mir die Kohle ab und ließ mich ins Haus. Das Zimmer war niedrig, in der Wand das Fenster so tief wie ein Knie. Auf einem Hocker standen zwei magere, grauweiß gescheckte Hühner. Dem einen Huhn hing der Kamm übers Auge, es schlenkerte mit dem Kopf wie ein Mensch ohne Hände, dem das Haar ins Gesicht fällt.

Die alte Frau redete seit einer Weile. Ich verstand nur hie und da ein Wort, spürte aber, worum es ging. Dass sie Angst vor den Nachbarn hat, dass sie schon lange mit zwei Hühnern allein ist, aber lieber mit den Hühnern redet, als mit den Nachbarn. Dass sie einen Sohn in meinem Alter hat, dass er Boris heißt und von zu Hause so weit weg ist wie ich, in der anderen Richtung, in einem Lager in Sibirien, in einem Strafbataillon, weil ein Nachbar ihn denunziert hat. Vielleicht habt ihr Glück, du und mein Sohn Boris, sagte sie, und dürft bald nach Hause. Sie zeigte auf den Stuhl, und ich setzte mich an die Tischecke. Sie nahm mir die Mütze vom Kopf und legte sie auf den Tisch. Sie legte einen Holzlöffel neben die Mütze. Dann ging sie zum Herd und schöpfte aus dem Topf Kartoffelsuppe in eine Blechschüssel. Es war bestimmt ein Liter Suppe. Ich löffelte, sie stand neben meiner Schulter und schaute mir zu. Die Suppe war heiß, ich schlürfte und schielte zu ihr. Und sie nickte. Ich wollte langsam essen, weil ich länger was von der Suppe haben wollte. Aber mein Hunger saß wie ein Hund vor dem Teller und fraß. Die zwei Hühner hatten ihre Füße eingezogen, hockten auf dem Buch und schliefen. Die Suppe heizte mich bis in die Zehen. Meine Nase tropfte. Abadschij, warte, sagte die Russin und brachte aus dem Nebenzimmer ein schneeweißes Taschentuch. Sie gab mir das Taschentuch in die Hand und drückte meine Finger zu, als Zeichen, dass ich es behalten soll. Sie schenkte es mir. Und ich wagte nicht, mich zu schneuzen. Was da geschah, ging weit über das Geschäftliche des Hausierens und mich und sie und ein Taschentuch hinaus. Es betraf ihren Sohn. Und mir tat es gut und auch wieder nicht, sie oder ich oder wir beide waren ein Stück zu weit gegangen. Sie musste etwas tun für ihren Sohn, weil ich da war und er von zu Hause so weit weg wie ich. Mir war es peinlich, dass ich da war, dass ich nicht er war. Und dass sie das auch spürte und sich darüber hinwegsetzen musste, weil sie die Sorgen um ihn nicht mehr raushielt. Auch ich hielt es nicht mehr aus, zwei Menschen zu sein, zwei Verschleppte, das war mir zu viel, das war nicht so einfach wie auf dem Hocker zwei Hühner nebeneinander. Ich war mir doch selber schon um eine Last zu viel.

Mein Kohletuch, grob und dreckig, habe ich nachher auf der Straße draußen als Taschentuch benutzt. Und nach dem Schnäuzen um den Hals gelegt, da war es mein

Halstuch. Mit den Halstuchenden hab ich mir im Gehen die Augen gewischt, oft und kurz, dass es nicht auffällt. Es hat mich zwar keiner beobachtet, ich wollte, dass es mir nicht auffällt. Ich wusste zu gut, es gibt ein inneres Gesetz, wonach man mit dem Weinen nie anfangen darf, wenn man zu viele Gründe hat. Ich redete mir ein, dass die Tränen von der Kälte kommen, und glaubte mir.

Musik aus

Das schneeweiße Taschentuch aus feinstem Batist war alt, ein gutes Stück aus der Zarenzeit. Es hatte einen handgestickten Ajour-Rand, Stäbchen aus Seidenzwirn. Die Lücken zwischen den Stäbchen waren akkurat genäht und in den Ecken kleine Seidenrosetten. So etwas Schönes hatte ich lang nicht mehr gesehen. Die Schönheit der normalen Gebrauchsgegenstände war zu Hause nicht der Rede wert. Im Lager ist es gut, sie zu vergessen. In dem Taschentuch erwischte sie mich. Diese Schönheit tat mir weh. Ob dieser Sohn der alten Russin, der er und ich in einem war, je wieder nach Hause kommt. Ich fing an zu singen, um die Gedanken abzustellen. Ich sang für uns beide den Viehwaggonblues:

Musik 5: Melanie di Biasio: Brother tr 6

Zitatorin stimmt ein und singt:

Im Walde blüht der Seidelbast
Im Graben liegt noch Schnee
Und das du mir geschrieben hast
Das Brieflein tut mir weh

Der Himmel lief, Wolken mit ihren vollgestopften Kissen. Dann schaute der frühe Mond mit dem Gesicht meiner Mutter. Die Wolken schoben ihr ein Kissen unters Kinn und ein Kissen hinter die rechte Wange. Und durch die linke Wange zog das Kissen wieder hinaus. Und ich fragte den Mond: Ist meine Mutter schon so schwach Ist sie krank. Gibt es unser Haus noch. Wohnt sie noch dort, oder ist sie auch in einem Lager. Lebt sie überhaupt noch. Weiß sie, dass ich noch lebe, oder weint sie schon um einen Toten, wenn sie an mich denkt?

Musik aus

Das weiße Taschentuch aus Batist hatte noch niemand benutzt. Auch ich habe es nie benutzt, aber wie eine Art Reliquie von einer Mutter und einem Sohn bis zum letzten Tag im Koffer aufbewahrt. Und schließlich auch nach Hause mitgenommen. Im Lager hatte so ein Taschentuch nichts zu suchen. Ich hätte es all die Jahre auf dem Basar für etwas Essbares tauschen können. Ich hätte Zucker oder Satz dafür bekommen, vielleicht sogar Hirse. Die Versuchung war da, der Hunger blind genug. Was mich abhielt: Ich glaubte, das Taschentuch ist mein Schicksal. Wenn man sein

Schicksal aus der Hand gibt, ist man verloren. Ich war mir sicher, der Abschiedssatz meiner Großmutter ICH WEISS DU KOMMST WIEDER hat sich in ein Taschentuch verwandelt. Ich schäme ich nicht, wenn ich sage, das Taschentuch war der einzige Mensch, der sich im Lager um mich kümmerte. Ich bin mir sicher, auch heute noch.
Hertha Müller

**Musik 6: Andrej Dergatchev: titles -Run tr 7 circa 2.40
– in der internetfassung auf 1.30 kürzen**

Sprecher:

Ruth Klüger war eine der jüngsten Überlebenden von Auschwitz. Schon als elfjähriges Mädchen wurde sie mit ihrer Mutter nach Theresienstadt deportiert. Ihr Schicksal hat sie in dem Buch "weiter leben" - einem Zeugnis über den Holocaust, der zugleich ein Stück Literatur ist - niedergeschrieben. In ihrer Rede vor dem Deutschen Bundestag zu den Opfern des Nationalsozialismus vom 16.1.2016 erinnert sie sich an diese Zeit.

O-Ton 17 Ruth Klüger

26.50 Manchmal mussten ich und meine Freundin Susi, eine sechzehnjährige, in den Steinbruch, den ältesten Arbeitsplatz in Groß-Rosen, um dessen Willen das KZ dort errichtet worden war. Im Steinbruch war es zum Verrecken kalt. Wir klammerten uns aneinander, aber das nützte nicht viel. Man konnte sich so gar nicht gegen die Kälte schützen. Unsere Kleidung war viel zu dünn. An den Füßen hatten wir Zeitungspapier. Das half, aber nicht genug und wir hatten vereiterte Wunden an den Beinen, denn das heilte alles so schlecht. Wir sehnten uns nach der nächsten Pause. Zweifel, der an Verzweiflung grenzt. Wie lange halten wir das noch aus?

Etwa zwölf Jahre später schaue ich Susi, die meine lebenslange Wahlschwester wurde in Kalifornien, ich schaue ihr zu, wie sie mit ihren zwei kleinen Kindern im warmen Sand spielt, höre die beschwichtigende wohlerinnerte Stimme: ‚Mach dies oder jenes.‘ Plötzlich sehe ich uns wie damals. Wir hocken zusammen im Steinbruch in der Kälte. Susi legt einen Arm um mich. Ich wende mich weg, denn der Sand erstarrt zu schlesischem Granit und das Kinderspiel ist düster geworden. Vom Steinbruch träume ich noch manchmal. Es ist ganze öde. Ich möchte mich irgendwo wärmen, aber wo denn?

Sprecher:

Kann man nicht das Buch der unendlichen Geschichte des Nazi-Terrors endlich mal zuklappen und hinter sich lassen? Allmählich muss es doch reichen!
Unzählige Autoren und Autorinnen der Nachkriegsgenerationen antworten durch ihre Bücher mit ‚Nein‘, entgegnet der Literaturkritiker Jan Drees.
Die Liste ihrer Namen würde Seiten füllen.

O-Ton 18 Jan Drees

38.47 Die kollektiven Traumata des Zweiten Weltkriegs, die kollektiven Traumata des Zweiten Weltkriegs, sind nicht aufgearbeitet bislang. Wir wissen auch, dass transgenerationale Traumaübertragung eine Generation überspringt. Das heißt: jetzt ist die Enkelgeneration 40, 50 Jahre alt und die schreibt, denn ihr fallen die nicht ausgesprochenen Traumata, die verschwiegenen, in den Familien nicht angesprochenen Traumata jetzt auf die Füße. Meine Großmutter, die halb Jüdin ist, die lebt noch. 39:42 Und in meiner Familie wurde auch nicht viel darüber gesprochen. Es wurde aus verschiedenen Gründen nicht viel darüber gesprochen, weil wir keine Opfer sein möchten auf der einen Seite. Es wurde nicht darüber gesprochen, weil es „auch nach vorne gehen“ musste. Das würde auch meine Großmutter sofort sagen. Es geht darum, praktisch zu leben. Was macht man, wenn man mit vierzehn traumatisiert wird und jetzt über neunzig ist? Die ganze Zeit lang traumatisiert und traurig durch die Welt gehen oder versuchen weiterzumachen, so wie alle anderen. Das ist eine Lebensaufgabe, und es ist eine Entscheidung und die Enkelgeneration, das ist die Generation der Schriftsteller, die gerade über diese Themen schreiben, die spricht nun aus, was vorher verschwiegen wurde. Es ist ein Thema, das uns noch sehr lange beschäftigen wird. 41.08 Wenn diese Sachen ausgesprochen werden, die unser Kollektiv betreffen, dann erfahren die Leserinnen und Leser: Ich bin nicht allein mit dem Schmerz, den ich habe. Und das birgt die Chance der Heilung.

Sprecher:

Ruth Klüger schreibt in ihrem Buch „weiter leben“: In den Lagern wurde das leise Rezitieren und Memorieren zum Lebensmittel und Refugium, nicht unbedingt der Inhalt der Verse, vielmehr die Form selbst. Die gebundene Sprache bot Halt und Stütze. Poesie bot ihr ein „rettendes Gelände“.

O-Ton 19 Jan Drees

41:52 Poesie ist auf verschiedene Arten und Weisen rettend. Das, was als traumatisch erfahren ist, liegt ungeordnet und monströs vor einem und wird durch das Schreiben in Linien geordnet. Und damit wird auch die Geschichte geordnet. Die Gedanken werden geordnet und man bekommt die Möglichkeit einer Erzählung, der Erzählung des Leids. Trauma zeichnet sich größtenteils dadurch aus, dass es nicht ausgesprochen werden kann, dass derjenige, der traumatisiert zurückbleibt in einer absoluten Unordnung, einer Verwirrung steckt und diese Verwirrung wird aufgelöst durch die gebundene Sprache.

O-Ton 20 Terézia Mora

25.16 Literatur kann natürlich helfen, kollektive Traumata aufzuarbeiten. Mehr noch: Sie muss. 26:04. Ich glaube, dass die Literatur uns tatsächlich hilft, unsere eigene Geschichte zu schreiben, und dass wir vieles auch erst begreifen, nachdem es Literatur

geworden ist. Die Mitteilung der blanken Fakten und Zahlen ist viel weniger begreifbar als eine literarische Herangehensweise. 9:29. Ich denke immer noch, dass der Bereich, in dem sonst nicht gesprochen wird oder in dem viel geschwiegen wird, genau der Bereich ist, wo der Schriftsteller am meisten von Nutzen sein kann oder wo es für ihn am meisten zu entdecken gibt. Und meiner Erfahrung nach, worüber in den Familien nicht gesprochen wird hat sehr häufig etwas mit historischen Traumata zu tun oder mit persönlichen. Und diese sind anwesend dadurch, dass sie sie nicht benannt werden.

Musik 7: Jan Bang: The Drug Mule tr 1 ab 0.47 circa 1.30

Sprecher: ab 2.40 kurz auf Musik

Der Roman „Winterbienen“ des Schriftstellers Norbert Scheuer, Jahrgang 1951, spielt wie alle sein Werke in der Eifel. In den Jahren 1944 und 45 organisiert ein frühpensionierter Lehrer und Epileptiker mit präparierten Bienenkörben die Flucht von Juden ins besetzte Belgien - auch um in Kriegszeiten seine lebensnotwendigen Epilepsie-Medikamente zu finanzieren.

Zitator 2 :

Norbert Scheuer Winterbienen

Beim Bienenhaus, versteckt hinter Weißdornhecken, befindet sich im Sandstein der geheime Einstieg zu den Bergwerksschächten, den ich als Junge zusammen mit Alfons entdeckt habe. Der Spund, den ich später vergrößerte, hatte einen Durchmesser von nicht viel mehr als fünfzig Zentimetern. Wir bildeten uns damals ein, wir hätten den Eingang zu einer anderen Welt, den Weg zum Mittelpunkt der Erde gefunden, wo riesige Pflanzen und längst ausgestorbene Tiere lebten, wo es wertvolle Mineralien gab, unterirdische Meere, die noch kein Schiff jemals befahren hatte, mit eigenen Gestirnen, unter denen die Menschen wie in einem Paradies lebten.

...Zunächst versuchten wir, die Öffnung mit einer Karbidlampe auszuleuchten, konnten jedoch nur wenige Meter weit sehen. Weil ich der schwächere war, kroch ich als Erster, die Lampe vor mir herschiebend, hinein; oben kratzte der Sandstein an meinem Rücken, unten schoben sich meine Ellenbogen, mein Bauch und meine Beine durch den Sand. Nach zwanzig Metern weitete sich die Röhre, und bald konnte ich mich wieder aufrichten. Alfons folgte mir. Wir waren in einem der alten Stollen unterm Urftland, der uns immer weiter in den Berg hineinführte und an einem senkrecht in die Erde fallenden Schacht endete, in den Eisenhaken einzementiert waren. An ihnen befestigte Alfons einen Strick, hängte die Lampe an seinen ledernen Gürtel und seilte sich vorsichtig ab. Die Sandsteinwände schimmerten dunkelrot im Licht seiner Lampe. Schließlich stand Alfons in einer riesigen Kathedrale, von deren Deckengewölbe Bleikristalle und Pyrit wie Sterne funkelten. Ich folgte meinem Bruder nach unten.

Etwa einen Meter von unserem Standort entfernt entdeckten wir die ruhige Fläche eines Sees. Vorsichtig gingen wir bis zum Rand, wo uns im Schein der Lampen unsere grauen Spiegelbilder aus dem kristallklaren Wasser anblickten, um Jahrzehnte gealtert. ...Eine Woche später kehrten wir zurück; wir hatten uns Stämme besorgt, Nägel und Seile, die wir bis zum Schacht schleppten, dort hinunterwarfen, um dann durch den Schrägstollen zur Sohle zu eilen. Am Ufer des Sees zimmerten wir unser Floß, das uns in die neue Welt tragen sollte.

...Noch einmal eine Woche später war es so weit. Wir schoben die Argo, wie wir damals unser Floß nannten, vorsichtig ins Wasser. «Velis et remis»rief ich, und wir fühlten uns damals als die einzigen Freien unter lauter Sklaven. Geräuschlos glitten wir über den spiegelglatten See. Wenn wir unsere Stangen auf den Seegrund stießen, bildeten sich bunte Sandwölkchen. Der Schein unserer Lampen warf Reflexionen an die Gewölbe, eine Strömung trieb uns immer weiter in den Berg hinein, bis wir zu einer Grotte kamen und dort an Land gingen.

...Wir waren ganz in der Nähe des Elefantenkopfes angekommen - hatten damals also von unserem Garten aus einen geheimen Zugang zum Zentrum des Bergschadensgebietes entdeckt. Wie wichtig diese Entdeckung noch für mich werden würde, wusste ich damals natürlich noch nicht.

20.März 1944 ab 0.54

...Fast täglich überfliegen nun alliierte Verbände das Urftland. Ihre Ziele sind vorerst kriegswichtige Industrieanlagen im Ruhrgebiet, bedeutende Verkehrsadern und die großen Städte.

Am Nachmittag wieder Fliegeralarm; alle suchen jetzt Schutz im neu hergerichteten, wie man sagt, ganz sicheren Bunkerstollen. Das Städtchen ist dann wie ausgestorben. Ich bleibe bei meinen Bienen, fühle mich sicher im Schuppen, der dicht hinter den Sandsteinfelsen steht und, bald auch vom Blätterdach der Eschen verdeckt, für die Flugzeuge völlig unsichtbar ist. Ich kann dort in Ruhe an den Verstecken für den Transport der Flüchtlinge arbeiten und muss nicht befürchten, dass jemand vorbeikommt. Ich habe eigens vier aufeinander setzbare Kästen gezimmert, die von den Ausmaßen um einiges breiter und höher sind als die Standardbeuten mit den Bienenvölkern, die ich auf ein Podest stelle, sodass der Unterschied zwischen den Attrappen und den richtigen Beuten nicht ins Auge fällt. Ein ausgewachsener Mann kann sich ohne Weiteres in einen solchen falschen Stock hineinzwängen. Während der Fahrt auf dem Fuhrwerk ist es möglich, die obere Klappe zu öffnen; so können die Flüchtlinge Luft schnappen, nach draußen sehen oder auch das Versteck verlassen und sich unter einer Plane verkriechen. Wenn sich jemand dem Fuhrwerk nähert, fängt der Hund an zu bellen; es ist das Zeichen für die Flüchtlinge, sich schnell wieder in ihr Versteck zu begeben.

Ich gehe nun täglich zur Bibliothek, um dort nach einer weiteren Nachricht zu sehen, muss wissen, wann genau die Flüchtlinge an der Übergabestelle am Malakow-Turm

sein werden. Der stillgelegte Förderturm liegt inmitten des Bergschadensgebietes in der Nähe des Bleibergtrichters; es gibt nur einen befahrbaren Weg dorthin, der schließlich in einer Sackgasse am Trichter endet. Über Jahrzehnte haben Bergleute das riesige Loch mit einem Durchmesser von fünf Kilometern ausgehoben. Der Trichter führt in Terrassen bis zu einhundert Meter tief in die Erde hinein. Tausende von Arbeitern haben die bleierzhaltige Erde von einer Stufe zur nächsten im Rhythmus einer Trommel von Ebene zu Ebene nach oben geschaufelt.

Im Trichter und auf den Bleisand- und Schlackenhalde n gedeihen nun riesige Heidekrautfelder. Im Spätsommer ist es, als wäre das Blau des Himmels auf die Erde gefallen. Der Honig vom Heidekraut hat einen angenehmen, etwas herben Geschmack, und ich habe Kunden, die besonders diesen Honig mögen. Wenn die Bienen hier schwärmen und ins Bergschadensgebiet hinüberfliegen, um sich dort zu sammeln, muss ich sie meist verloren geben, weil die Gefahr selbst für mich viel zu groß ist, in einem der alten Stollen einzubrechen. Die Bienen suchen sich dann Nester in Baumlöchern oder Felsnischen und werden wieder zu Wildbienen.

Musik aus

13. April 1944

....Am Abend betrunken zum Stausee gegangen, auf dem Bootssteg gesessen und schließlich beim leisen Plätschern der Wellen eingeschlafen. Als ich erwachte, schimmerte das Wasser im Mondlicht.

...Am Nachmittag hatte ich in der Bibliothek wieder eine Nachricht vorgefunden. Mir wurde mitgeteilt, die Flüchtlinge bereits übermorgen, also am Samstagnachmittag, um fünf am Malakow-Turm abzuholen. Keinesfalls darf ich früher dort sein, damit sich die Fluchthelfer unerkant entfernen können. Ich darf aus Gründen der Sicherheit immer nur die Flüchtlinge sehen, niemals ihre Helfer.

Musikakzent 8: Jan Bang:Self Injury ab 0.37

Zitator 2:

...Heute habe ich eine etwa vierzigjährige Frau und ein Mädchen zum genannten Zeitpunkt am Turm übernommen; verängstigt hockten beide in nassen Klamotten unter einer Regenplane.

...Ich führe sie über die schmalen, gewundenen Pfade den steilen Bleibergtrichter hinunter. Das Mädchen trägt viel zu große Gummistiefel, deren Schaft abgeschnitten ist und die sie immer wieder verliert. Die Frau sieht krank aus, ihr Gesicht ist aschfahl und die leise Stimme kaum zu verstehen; ihre gebrochene Nase ist schlecht verheilt. Sie muss sich schon während des Abstiegs hinunter zur Sohle mehrmals ausruhen. Unten befinden sich sechs meiner Völker. Von dort aus geht es weiter durch ausgedehnte Heidekrautfelder zum Elefantenkopf, unter dem sich der Eingang zum Versteck befindet. Alfons nannte den hohen Fels so, weil er dem Kopf eines Elefanten

sehr ähnlich sieht. Ich weise die beiden an, dicht hinter mir zu gehen und nicht vom Pfad abzuweichen, weil man dann in einen der alten Stollen einbrechen könnte. Das Mädchen bleibt erschöpft stehen, sie hat wieder einen Stiefel verloren, weint und will nicht weiter. Ich ziehe ihr auch den anderen Stiefel aus und nehme die Kleine Huckepack. Obwohl bestimmt zehn Jahre alt, ist sie leicht wie eine Feder.

...Wir erreichen schließlich den Eingang unterhalb des Elefantenkopfs, der bis an den unterirdischen See heranführt. Am Ufer steigen wir auf das Floß, mit dem wir dann bis zum Schacht fahren, wo sich eine karge Lagerstatt befindet. Für Proviant habe ich bereits gesorgt; notfalls ist es möglich, sich an dieser Stelle ein paar Wochen zu verstecken – es kann sein, dass sie hier eine lange Zeit ausharren müssen, bis ich endlich die Nachricht bekomme, in der steht, dann die Flüchtlinge an der Grenze erwartet werden.

Musik aus

Mittwoch, 3. Mai 1944

...Heute finde ich in meinem Buch endlich die Signatur des Bandes, in dem die Nachricht versteckt ist, auf die ich schon so lange warte. In einer Woche, am Dienstag, den 9. Mai, werden die Flüchtlinge um zehn Uhr morgens an der belgischen Grenze erwartet. Alle Bienenkästen sowie die präparierten Magazine werden am Abend davor auf dem Fuhrwerk in der Scheune stehen. Ich werde zuerst das Mädchen und dann die Frau aus dem Versteck holen, sie durch die Schrägstollen zum Garten und von dort zur Scheune bringen. Die Frau hat mich schon seit Tagen gefragt, wann es losgehe; sie ist nervös und starrt mich ängstlich an, ich fürchte, dass sie auf der Fahrt plötzlich hysterisch zu schreien beginnt oder sonst etwas macht, das uns verraten könnte. Die Königinnen habe ich bereits ausgesucht und vorsichtig in die Lockenwickler gesetzt. Bevor die Flüchtlinge in ihre Verstecke klettern, werde ich die Lockenwickler mit einer Sicherheitsnadel an ihren Kleidern befestigen. Ich werde dem Mädchen von den Königinnen erzählen, vom Schwärmen der Bienen, werde sie beruhigen, sie müsse keine Angst haben, sollten die Bienen zu ihr fliegen; sie würden sie nur beschützen wollen. Die Flüchtlinge werden dann in die für sie vorgesehenen Magazine kriechen.

Dienstag, 9. Mai 1944

...Am späten Abend breche ich mit den Bienenvölkern und den Flüchtlingen zur Grenze auf. Seltsamerweise hatten die beiden mit den Königinnen an ihren Kleidern überhaupt keine Angst. Das Mädchen hatte sich noch von der Katze verabschieden wollen; da sie nicht kam, versprach ich der Kleinen, mich um sie zu kümmern und sie von ihr zu grüßen. Ich schloss die Kästen. Sie kauerten nun eingezwängt hinter den Wabenattrappen; in Augenhöhe habe ich jeweils einen Schlitz angebracht, durch den sie nach draußen blicken können. In einem der anderen Kästen liegt ein kleiner Teil ihrer Habseligkeiten, alles andere mussten sie in der Grotte zurücklassen. Ich durchquere mit dem Fuhrwerk das schlafende Städtchen, folgte ein Stück dem

Flusslauf, fahre dann durch ein Seitental in Richtung Westen; dabei komme ich durch kleine Dörfer, an einsam liegenden Höfen vorbei. Bei Sonnenaufgang werde ich, wenn alles gut gegangen ist, die Grenze erreichen. Wenn ich eine Steigung nehmen muss, klettere ich vom Bock und führe das Pferd. Mitunter überholen uns Militärautos und Laster mit Arbeitsgefangenen, die zum Westwall gebracht werden, um dort Schanzarbeiten durchzuführen. Zweimal werde ich angehalten und muss meinen Passierschein vorzeigen. Als ich endlich in Grenznähe bei den Ruinen der Kalkbrenneröfen ankomme, hole ich die beiden aus ihrem Versteck. Ich zeige ihnen, in welche Richtung sie laufen müssen, durch den dichten Fichtenwald bis zu dem Bachlauf im Tal, dem sie circa einhundert Meter gegen die Strömung bis zu einem Wehr folgen sollen. Ich sitze auf dem Pferdefuhrwerk und sehe zu, wie sie den Wiesenhang hinunterlaufen, stolpern, hinfallen, sich wieder aufrichten und weiterrennen und schließlich hinter dichtem Buschwerk verschwinden, dann wieder zu sehen sind und in den Wald eintauchen, der ihnen Sichtschutz bis zum Bachlauf bietet. Dort werden sie erwartet, wenn nicht, so die Anweisung, sollen sie sich versteckt halten und abwarten, bis jemand pfeift. Was dann weiter mit ihnen geschieht, kann ich nur vermuten; sie werden vielleicht von Schleusern nach Brüssel gebracht. ...Ich warte noch eine Weile, setze dann meine Fahrt über holprige Feldwege zu meinem Trachtfeldern fort. Es ist eine einsame Gegend mit sanften Hügeln und grünen Triften, meine Bienen fühlen sich hier wohl. Die blauen, roten und gelben Kästen stehen geschützt am Feldrain, nicht weit entfernt von blühenden Weißdornhecken. Schon von Weitem höre ich meine Bienen summen. Sie scheinen zufrieden mit ihren alten Königinnen und dem Leben in ihren Völkern zu sein und keine neuen Staaten gründen zu wollen. Ich arbeite den ganzen Tag an den Stöcken und übernachtete in einem Gasthaus, das abends voller Soldaten ist. Sie reden an der Theke von Flüchtlingen, die sie gefangen und gleich erschossen haben. Ich treffe Anna und besuche danach noch Louis in Malmedy und bleibe dort einige Tage, bevor ich nach Hause fahre.

Outro

Musik 9: Greg Haynes: Snow Airport tr 5

Zitatorin:

Was vorüber ist ist nicht vorüber
Es wächst weiter
in deinen Zellen
ein Baum aus Tränen
oder vergangenem Glück.

Zitator 1:

Rose Ausländer

Sprecher:

Jede neue Generation wird erschüttert vor den Überlebenden kollektiver Traumata wie denen des Holocaust stehen und erstaunt fragen: „Können Sie das tatsächlich in Worte fassen?“

Zitatorin:

Und jede Generation muss wieder neu eine eigene Form und Sprache finden, um auf diese Frage mit „Ja“ zu antworten.

Sprecher:

schreibt Carolin Encke.

Zitatorin:

Die Zeuginnen und Zeugen, die Geretteten, sie, die ihre eigenes Überleben kaum begreifen können, die so viele untergehen sahen, wollen beschreiben, was geschah. Wie „unvorstellbar“ und „unbeschreiblich“ es ihnen erscheinen mag.

„Das Unsägliche geht leise übers Land“, heißt es bei Ingeborg Bachmann. Vielleicht ist das, was als unbeschreiblich und unsäglich gilt, nur flüsternd möglich, vielleicht ist das Erzählen von Verfolgung und Gewalt, Demütigung und Vergewaltigung nur stockend möglich, nur bruchstückhaft, vielleicht bleiben narrative Lücken, da, wo jemand sich nur unter Schmerzen sich erinnern kann, wo etwas nur mit Scham bloß gelegt werden kann.

Aber deshalb ist es eben doch sagbar.

weiter Musik**Sprecher:**

Schweigen oder Schreiben?

eine Lange Nacht über die Verwandlung von Leid in Literatur

eine Sendung von Burkhard Reinartz

Es sprachen:

Ton und Technik:

Regie: Burkhard Reinartz

Redaktion: Monika Künzel

Musik weiter bis Sendungsende

Musikliste

1. Stunde

Titel: The other
Länge: 01:26
Interpret und Komponist: Vassilis Tsabropoulos
Label: ECM-Records Best.-Nr: 1773377
Plattentitel: The Promise

Titel: Toki no Senrei wo Uketeinai mono wo Yomuna
Länge: 00:55
Interpret und Komponist: Jonny Greenwood
Label: NONESUCH Best.-Nr: 7559-79774-4
Plattentitel: Norwegian Wood

Titel: Marine
Länge: 01:00
Interpret und Komponist: Francis Dhomont
Label: iMedia Entertainment Production Best.-Nr: 9607
Plattentitel: Cyle de l'errance

Titel: Two days in June
Länge: 01:29
Interpret: Eivind Aarset
Komponist: Eivind Aarset, Jan Bang
Label: Jazzland Recordings Norway Best.-Nr: 3779250
Plattentitel: Snow Catches on her Eyelashes

Titel: Perpetum
Länge: 02:12
Interpret und Komponist: Mats Eilertsen
Label: ECM-Records Best.-Nr: 7702567
Plattentitel: And then comes the night

Titel: The void
Länge: 01:30
Interpret und Komponist: Mats Eilertsen
Label: ECM-Records Best.-Nr: 7702567
Plattentitel: And then comes the night

Titel: You make me real
Länge: 01:25
Interpret: Brandt Brauer Frick
Komponist: Daniel Brandt, Jan Brauer, Paul Frick
Label: Studio K7 Best.-Nr: !K7278CD
Plattentitel: You make me real

Titel: zuhause
Länge: 00:18
Interpret: Hauschka
Komponist: Volker Bertelmann
Label: POINT MUSIC Best.-Nr: 482220
Plattentitel: XVI reflections on classical music

Titel: zuhause
Länge: 00:10
Interpret: Hauschka
Komponist: Volker Bertelmann
Label: POINT MUSIC Best.-Nr: 482220
Plattentitel: XVI reflections on classical music

Titel: Prototype 6
Länge: 02:02
Interpret und Komponist: Alva Noto (alias Carsten Nicolai)
Label: MILLE PLATEAUX Best.-Nr: MP082CD
Plattentitel: Prototypes

Titel: As it chud be
Länge: 01:06
Interpret und Komponist: Gustavo Santaolalla
Label: SILVA SCREEN Best.-Nr: SILDC 1361
Plattentitel: Biutiful

Titel: The river 2
Länge: 01:56
Interpret: Ketil Björnstadt
Komponist: Ketil Björnstadt, David Darling
Label: ECM-Records Best.-Nr: 531170-2
Plattentitel: The river

Titel: Undergrunn
Länge: 03:46
Interpret: Nils Okland Band
Komponist: Nils Okland
Label: ECM-Records Best.-Nr: 3770508
Plattentitel: Kjolvatn

2. Stunde

Titel: Die Vögel sangen draußen ihre ungerimte Melodie
Länge: 01:29
Interpret und Komponist: Kammerflimmer Kollektief
Label: STAUBGOLD Best.-Nr: Staubgold 58
Plattentitel: Absenzen

Titel: Prototype 7
Länge: 02:38
Interpret und Komponist: Alva Noto (alias Carsten Nicolai)
Label: MILLE PLATEAUX
Best.-Nr: MP082CD
Plattentitel: Prototypes

Titel: Smoke and mirrors
Länge: 01:26
Interpret und Komponist: Vassilis Tsabropoulos
Label: ECM-Records Best.-Nr: 1773377
Plattentitel: The Promise

Titel: As it chud be Kat's gut
Länge: 01:32
Interpret und Komponist: Gustavo Santaolalla
Label: SILVA SCREEN Best.-Nr: SILDC 1361
Plattentitel: Biutiful

Titel: Mes
Länge: 02:32
Interpret: Murcof (Fernando Corona at Plasma)
Komponist: Fernando Corona
Label: Leaf Label Best.-Nr: BAY23CD
Plattentitel: Martes

Titel: La fumee
Länge: 02:13
Interpret: Xavier Charles
Komponist: Ivar Grydeland, Xavier Charles, Christian Wallumrod, Ingar Zach
Label: ECM-Records Best.-Nr: 1762506
Plattentitel: Dans les arbres

Titel: zuhause
Länge: 00:20
Interpret: Hauschka
Komponist: Volker Bertelmann
Label: POINT MUSIC Best.-Nr: 482220
Plattentitel: XVI reflections on classical music

Titel: The north green down Part 1
Länge: 01:10
Interpret: Dakota Sweet / Emanuele Errante
Komponist: Dakota Sweet, Emanuele Errante
Label: Lidar Best.-Nr: 003
Plattentitel: The north green down

Titel: Tor III
Länge: 00:52
Interpret und Komponist: Vera Kappeler, Peter Zumthor
Label: ECM-Records Best.-Nr: 3759741
Plattentitel: Babylon-Suite

Titel: Her ghost
Länge: 04:19
Interpret: Punkt
Komponist: Jan Bang, Erik Honoré
Label: Jazzland Best.-Nr: 0602517245044
Plattentitel: Crime scenes

3. Stunde

Titel: Premonition
Länge: 01:28
Interpret: Esbjörn Svensson Trio
Komponist: Esbjörn Svensson
Label: ACT Best.-Nr: ACT 9018-2
Plattentitel: Leucocyte

Titel: Mazurka-Chòro für Gitarre
Länge: 01:29
Solist: Flavio Cucchi (Gitarre)
Komponist: Heitor Villa-Lobos
Label: Eulenspiegel Best.-Nr: EUCD1096

Titel: La Somnolence
Länge: 01:25
Interpret und Komponist: Christian Wallumrod
Label: ECM-Records Best.-Nr: 1762506
Plattentitel: Dans les arbres

Titel: titles-run
Länge: 02:40
Interpret und Komponist: Andrey Dergatchev
Label: ECM-Records Best.-Nr: 8971318
Plattentitel: The return

Titel: Rain village
Länge: 01:34
Interpret und Komponist: Hank Roberts
Label: JMT Best.-Nr: 919016-2
Plattentitel: Black Pastels

Titel: Processional
Länge: 02:12
Interpret und Komponist: Stefano Battaglia
Label: ECM-Records Best.-Nr: 5768963
Plattentitel: Pelagos

Titel: snow airport
Länge: 00:48
Interpret und Komponist: Greg Haines
Label: POINT MUSIC Best.-Nr: 482220
Plattentitel: XVI reflections on classical music

Titel: Heim
Länge: 02:56
Interpret: Bugge Wesseltoft / A new conception of Jazz
Komponist: Bugge Wesseltoft
Label: Emarcy Records Best.-Nr: 013534-2
Plattentitel: Moving

Literatur:

Béatrice Katharina Meißner: Vulnerabilität – Verwundbare Figuren in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur Königshausen&Neumann Würzburg 2019

Carolin Emcke: Weil es sagbar ist – über Zeugenschaft und Gerechtigkeit Fischer Verlag Ffm 2013

Jasmin Schreiber: Marianengraben Eichborn Verlag Köln 2020

Peter Hoeg: Der Plan von der Abschaffung des Dunkels Hanser Verlag 1995

Bov Bjerg: Serpentina Classen Verlag Berlin 2020

Xiaolu Guo: Stadt der Steine Goldmann Verlag München 2007

Thomas Melle: Die Welt im Rücken Rowohlt Verlag Reinbeck bei Hamburg 2016

Terézia Mora: Das Ungeheuer Luchterhand Verlag München 2013

Arno Geiger: Unter der Drachenwand Hanser Verlag 2018

Herta Müller: Atemschaukel Hanser Verlag 2009

Norbert Scheuer: Winterbienen C.H. Beck Verlag München 2019